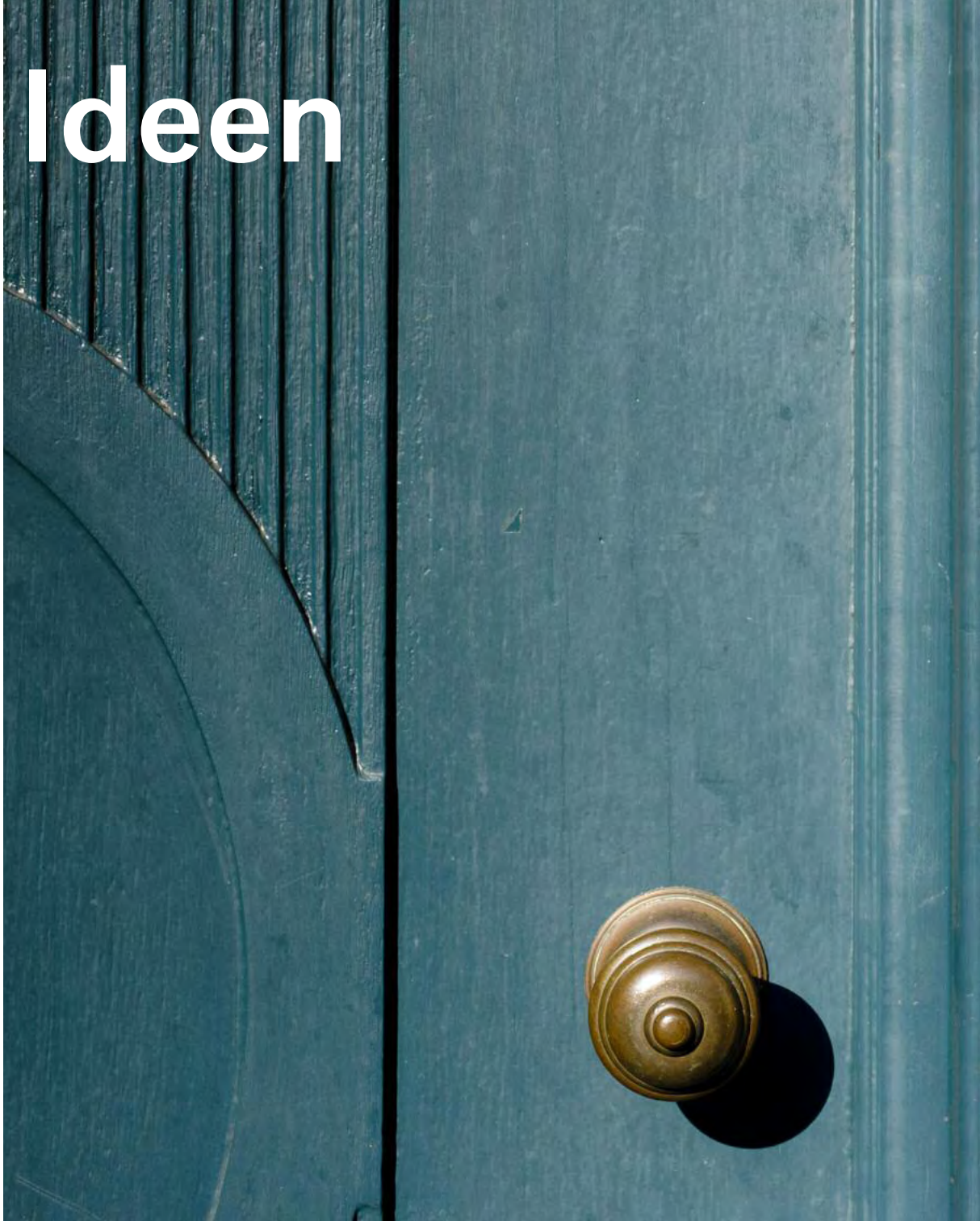
Köpfe und Ideen
2012



Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

Jeremy **ADLER** Ricardo B. R. **AZEVEDO** Boris **BAER** Hoda **BARAKAT** Franz Alto **BAUER** Alice **BELLAGAMBA** Samantha **BESSON** Monique **BORGERHOFF MULDER** Christian **BRAENDLE** Alfred **BRENDEL** Ayşe **BUGRA** Thomas **CHRISTENSEN** Avril **COGHLAN** Alexandre **COURTIOL** Gábor **DEMSZKY** Edhem **ELDEM** Khaled **EL-ROUAYHEB** Wolfgang **ESSBACH** Thomas **FLATT** Georgi **GOSPODINOV** Roberto P. **GUIMARÀES** Hans Ulrich **GUMBRECHT** Susannah **HESCHEL** James H. **HUNT** Olivier **JOUANJAN** Philip S. **KITCHER** Jacob C. **KOELLA** Renata **LANDGRÁFOVÁ** Clemens **LEONHARD** Jie-Hyun **LIM** Claudio **LOMNITZ** Virpi **LUMMAA** Ioana **MACREA-TOMA** Emmanuel S. **MOUTAFOV** Dirk von **PETERSDORFF** Andrei G. **PLEŞU** Jurko **PROCHASKO** Sarah E. **REECE** Ian **RICKARD** Michael J. **RYAN** Mauricio **SOTELO** Alessandro **STANZIANI** Stephen C. **STEARNS** Daniel **STÖKL BEN EZRA** Hollis **TAYLOR** Bram **TUCKER** Miloš **VEC** Mark E. **VINEY** Israel J. **YUVAL** Bénédicte **ZIMMERMANN** **Fellows 2011/2012**

Zum Auftakt

Luca Giuliani

In den vergangenen sechs Ausgaben von „Köpfe und Ideen“ stammten die meisten Texte von Journalisten; diesmal hingegen sind drei der sieben Beiträge von diesjährigen Fellows verfasst. Die Außensicht der Journalisten wurde durch eine Innensicht ergänzt.

Der Wespenforscher Jim Hunt erläutert, warum es für einen Naturwissenschaftler noch immer (oder vielleicht: gerade heute wieder) wichtig sein kann, eine Monographie, und nicht bloß Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften zu schreiben. Miloš Vec interviewt seine Juristenkollegin Samantha Besson über die Erforschung der Menschenrechte und wird sogleich selbst in ein Gespräch über das Kolleg als Begegnungsort von Recht und Geschichte verwickelt. Der Schriftsteller und Übersetzer Jurko Prochasko sieht im Grunewalder Zwischen-Zuhause ein gründlich „g“-sättigtes Glücksversprechen. Gut gedichtet!

Die drei journalistischen Texte von Carl Gierstorfer, Ralf Grötker und Hans-Joachim Neubauer sind Monique Borgerhoff Mulder, Israel Yuval und Susannah Heschel gewidmet. Sie stellen uns drei Fellows vor, die in sehr verschiedener Weise auf den von Umwelt, Geschichte und Kultur geprägten Menschen blicken.

Joachim Nettelbeck, der das Kolleg in diesem Sommer nach dreißig Jahren den Zurückbleibenden und seinem Nachfolger überlässt, wird von Ulrich Raulff zuvor noch einmal nach den Arkana der Administration im Allgemeinen und seiner Verwaltungsarbeit im Besonderen befragt; er vollbringt dabei das Kunststück, die Innen- mit einer Außensicht zu verbinden. Dieses Vexierspiel von außen und innen wiederholt sich in den Fotografien von Maurice Weiss, der die Portraitierten in Rahmen – zumeist Fenster-, aber auch Türrahmen – gesetzt hat. Wer da nun wo hinein- oder herausschaut, das bleibt dem Betrachter und Leser überlassen. Auf einer Schwelle zu stehen, scheint jedenfalls seinen eigenen Reiz zu haben.

Inhalt

6 Ich bin hier der Verwalter
Joachim Nettelbeck und Ulrich Raulff sprechen über Wissenschaft und wie sie gefördert werden kann — Sekretär

24 Rückkehr nach Berlin
Susannah Heschel erforscht, was jüdische Gelehrte am Islam faszinierte und gerät in Berlin auf die Spuren ihres Vaters
von Hans-Joachim Neubauer — Fellow 2011/2012

30 To Write a Book in Biology
by James H. Hunt — Fellow 2011/2012

35 I am not sure we are actually very truthful to one another
Miloš Vec über Samantha Besson als fellow Fellow — Fellows 2011/2012

48 Eine Familiengeschichte
Die christliche Religion ist aus dem Judentum hervorgegangen. Israel Yuval beschreibt, wie sich die jüdische „Mutterreligion“ unter dem Einfluss der neuen Konkurrenz verändert hat
Interview: Ralf Grötker — Fellow 2011/2012

56 Darling, es ist Zeit zu gehen
Monique Borgerhoff Mulders Arbeit gibt Einblick in die Tücken und Lücken der Theorien menschlicher Paarbildung
von Carl Gierstorfer
Fellow 2011/2012

64 Brief aus Berlin
Im G-Punkt des D-landes
von Jurko Prochasko
Fellow 2011/2012

71 Bildnachweise

72 Autoren

73 Impressum

Ich bin hier der Verwalter

Joachim Nettelbeck und Ulrich Raulff sprechen über Wissenschaft und wie sie gefördert werden kann

Sekretär

ein Gespräch

Joachim Nettelbeck ist der Sekretär des Wissenschaftskollegs seit dessen Gründung vor 31 Jahren. In diesem Amt hat er vier Rektoren begleitet, Peter Wapnewski, Wolf Lepenies, Dieter Grimm und Luca Giuliani. Für mehrere Hundert Fellows aus der ganzen Welt ist er zum Inbegriff des Kollegs im Grunewald geworden. Es gibt kaum einen Wissenschaftspolitiker in Deutschland, der Nettelbeck nicht kennt. Aber auch weit über die deutschen Grenzen, ja selbst über Europa hinaus ist er zum Begriff für planvolles, mutiges und, was ihn am meisten kennzeichnet, phantasievolles wissenschaftspolitisches Handeln geworden. Der Mann, den jeder, der ihn kennt, mit dem Satz zitiert: „Ich bin hier der Verwalter", ist stets alles andere als ein Pedant gewesen. Sein Herz gehört denen, für die Wissenschaft mit Leidenschaft mehr als eine Worthälfte teilt, den Kreativen, den produktiven Spielern. Nicht den Verrückten, wohl aber den Verrückern.

Wichtiger als Rationalität, Methode und Kontrolle war ihm allemal das Ethos des Wissenschaftlers, seine Haltung, sein Enthusiasmus. Man mag das sein Max Weber'sches Erbe nennen: Wofür einer glühte, hat ihn stets mehr interessiert, als woher einer kam. Im Lauf der Jahre hat Joachim

Nettelbeck die Voraussetzungen für viele Gründungen und Ausgründungen des Wissenschaftskollegs geschaffen. Der diskrete, aber selbstbewusste Verwalter wurde selber kreativ und hob als erfahrener Mäeut Einrichtungen und Forschungszweige aus der Taufe, die unterdessen so selbstverständlich wirken, dass sich niemand mehr vorstellen kann, es hätte sie einmal nicht gegeben.

Bei einer legendären Tagung am Wissenschaftskolleg Ende der 1980er-Jahre, bei der es um Walter Rathenau als „system builder" (Thomas Hughes) ging, trat der sehr alte Jürgen Kuczynski auf und erzählte die Anekdote, wie Rathenau, der mit Kuczynskis Vater, Robert René, in einem Ausschuss zusammenarbeitete und sich des Öfteren heftig mit dem parteilosen Ökonomen stritt, eines Tages entnervt ausrief: „Kuczynski ist eine Ein-Mann-Partei und steht auf deren linkem Flügel!" Ähnliches wird man eines Tages auch über den Sekretär des Wissenschaftskollegs sagen: Joachim ist eine Ein-Mann-Institution und leitet sie seit Jahren kollegial mit Nettelbeck.

Ulrich Raulff: Lass uns das Pferd beim Schwanz aufzäumen und mit etwas beginnen, wovon wir, wie ich fürchte, beide nicht besonders viel verstehen: der Wissenschaft im digitalen Zeitalter. Neuerdings beschäftigst ja auch Du Dich mit dem Internet. Was interessiert Dich daran?

Joachim Nettelbeck: Meine Frage lautet: Wie kann das Wissenschaftskolleg eine so ungewöhnliche Präsenz im Netz haben, wie es sie in der Realität hat? In der Realität ist es ja völlig unwahrscheinlich, dass eine Institution mit vierzig durchlaufenden Stipendiaten, die über dies und jenes arbeiten – ein Sammelsurium, das sich nie als Ganzes darstellen lässt – , dass eine solche Institution eine solche nationale Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das ist ja ganz unwahrscheinlich. Einen entsprechenden Effekt im Internet zu erreichen, das ist für mich im Moment die Herausforderung. Aber es gibt mit dem „Verfassungsblog" einen guten Ansatzpunkt im Bereich „Recht im Kontext".

Ulrich Raulff: Worum gehts da?

Joachim Nettelbeck: Gelernt habe ich das von der Chicago Law School. In deren Blog stehen wirklich lesenswerte Beiträge und schreiben tatsächlich nur interessante Leute, sodass er unter den Juristen eine ungewöhnliche Art von Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Eine ähnliche Wirkung zu erreichen, ist am Wissenschaftskolleg insofern schwierig, als du diesen ständigen Wechsel von Personen und Themen hast.

Ulrich Raulff: Aber ihr habt doch stabile personelle Verbindungen und Freundschaften, Leute, die du immer wieder fragen kannst.

Joachim Nettelbeck: Naja, man muss dann vertikal durch die Generationen von Fellows hindurch eine thematische Struktur finden, die wissenschaftskollegspezifisch ist. Wichtig ist, dass man sich auch dabei wieder einen *pas à côté* erlaubt: Jemand verfolgt – in Zusammenarbeit mit anderen ehemaligen Fellows und eventuell mit Dritten – ein Projekt, das auf den ersten Blick so wenig seriös erscheint, dass man damit normalerweise nicht Karriere machen kann. Attraktiv daran ist, dass es querliegende Themen sind, wie zum Beispiel eine Untersuchung über die Bedeutung des Papiers durch die Jahrhunderte, wie Lothar Müller sie gerade durchgeführt hat.

Ulrich Raulff: Ja, wunderbar. Ein tolles Thema. Und ich habe gestern von einer Tagung über den „Entwurf" gehört, die Gottfried Boehm jetzt macht. Meine Reaktion war: Was für ein tolles Thema, ich beneide euch.

Joachim Nettelbeck: So einfach, ja …

Ulrich Raulff: … und so vielfältig ausstrahlend! Du kannst es durch alle Wissenschaften und alle Künste hindurch deklinieren. Du kannst eine Morphologie des Entwerfens machen, eine Typologie, die interessantesten Geschichten. Du kannst das ganze Gerede von Projekten

vergessen und den Blick dafür schärfen, was beim Entwerfen wirklich im Einzelnen abgelaufen ist.

Joachim Nettelbeck: Und dafür wären in Marbach die Bestände sicher da, die würden dann mal wieder auf eine andere Art und Weise genutzt.

Ulrich Raulff: Ja, sicher. Entwürfe! Wir sind voll von Entwürfen, die nie realisiert worden sind.

Joachim Nettelbeck: Mich erinnert das an einen Spruch des ehemaligen Fellows Andrei Pleşu: Zu Zeiten von Ceauceşcu, da war es so wunderbar; man konnte immer Projekte entwerfen, weil man sicher sein konnte, dass man sie nicht realisieren musste.
Diese Art von Themen stelle ich mir vor. Sie könnten ein Markenzeichen des Wissenschaftskollegs werden, aber eben in Verbindung mit Fellows, die, wie Gottfried Boehm, auch Aufmerksamkeit auf sich ziehen können, die sozusagen *voice* haben. Aber das sind Zukunftspläne, die ich nicht mehr realisieren werde.

Ulrich Raulff: Was versprichst Du Dir generell vom Internet?

Joachim Nettelbeck: Was mich fasziniert, ist das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Du musst ja im Netz praktisch gleichzeitig die Aufgaben des Wissenschaftlers, des Journalisten und des Verwalters erfüllen. Als Verwalter musst Du zudem immer auf die institutionelle Wirkung bedacht sein und kannst das nicht einfach laufen lassen. Die eigentliche Attraktivität kommt aber daher, dass es ein offenes Medium ist, dass man also nicht vorhersehen kann, wer wann und wo und weshalb online geht. Das finde ich faszinierend.

Ulrich Raulff: Lassen wir jetzt mal das Netz. Eigentlich wollte ich unser Gespräch ganz klassisch mit zwei Fragen aus dem seligen Fragebogen der F.A.Z. beginnen: Welches sind Ihre Helden in der Geschichte und welches sind Ihre Helden in der Gegenwart?

Joachim Nettelbeck: Ich habe keine Helden. Ich finde Helden langweilig.

Ulrich Raulff: Gut, sagen wir: beeindruckende Menschen.

Joachim Nettelbeck: Auch das finde ich mühsam, aber sicher, ein Forscher wie Mazzino Montinari, der war ein beeindruckender Mensch. Und ich finde Gewerkschaftsführer beeindruckend, weil ich nicht verstehe, wie die einen Sinn für ihre Mehrheiten entwickeln können. Und ich finde Sonja Frühsammer wunderbar, wie sie ihr Material so behandelt, dass die Karotte wirklich nach Karotte schmeckt.

Ulrich Raulff: Den Namen Montinari hätte ich erwartet.

Joachim Nettelbeck: Er hat meine Illusion genährt, dass gute Wissenschaft auch mit gutem Charakter verbunden sei.

Ulrich Raulff: War er auch ein guter Lehrer?

Joachim Nettelbeck: Ich weiß nicht, ob er gelehrt hat. Ich glaube nicht.

Ulrich Raulff: Es gibt Leute, die sich als seine Schüler bezeichnen.

Joachim Nettelbeck: Er hat mit anderen höchst intensiv und in absolut gleichberechtigter Arbeitsteilung gearbeitet. Es war fantastisch zu sehen, wie er jeden, mit dem er gearbeitet hat, geachtet hat. Insofern ist er mir besonders in Erinnerung, weil er diese Art von Charakter hatte, er hat andere Menschen geachtet, gleichgültig welcher Herkunft sie waren.

Ulrich Raulff: War nicht auch seine Art zu lesen beeindruckend?

Joachim Nettelbeck: Er fand es einfach unmöglich, was man aus Nietzsche gemacht hat. Er konnte sich besonders über die französischen Philosophen, die über Nietzsche gearbeitet haben, richtig aufregen.

Ulrich Raulff: Merkwürdig ist doch, dass er auf seinen Wegen an einen Punkt gelangt ist, zu dem sie auf den ihren auch gekommen sind, nämlich dass es Nietzsche eigentlich nicht gibt: Er besteht aus vielen Texten anderer und aus zahllosen Lektüren.

[*Das Gepräch wird unterbrochen durch einen Anruf von Yehuda Elkana.*]

Ulrich Raulff: Einer war gerade am Telefon, der auch in die Reihe derjenigen gehört, die Dich beeindruckt haben.

Joachim Nettelbeck: Yehuda ist derjenige, der genauso lange am Wissenschaftskolleg ist und arbeitet wie ich. Er hat mich tatsächlich sehr beeindruckt und in vielen Situationen beeinflusst.

Ulrich Raulff: Was konnte man von ihm lernen?

Joachim Nettelbeck: Grundsätzliches habe ich von ihm gelernt, zum Beispiel, dass ein Wissenschaftler gleichzeitig Idealist und Realist sein muss. Realist, wenn er seine Experimente macht, dann muss er davon ausgehen, dass seine Beschreibung der Realität entspricht; und Idealist, wenn er sich das nächste Experiment ausdenkt. Diese Fähigkeit, die Realität uneindeutig zu sehen, findet sich in vielen Elementen und prägt auch seine Bewunderung für Ernst Cassirer. Yehuda ist ja in gewisser Weise ein Schüler von Robert Merton mit seinen *middle range theories*. Er hat eine endlose Neugier auf andere Leute, auf neue Ansätze. Immer neugierig zu

sein, das habe ich auch von ihm gelernt. Ein weiterer Punkt ist sehr wichtig, den er stärker betont hat als alle anderen, die an der Leitung des Wissenschaftskollegs mitgewirkt haben, und der besagt: Wenn man das Wissenschaftskolleg ist, darf man sich nicht an irgendeiner *constituency* orientieren, also nicht an Berlin oder Deutschland oder sonst einem Land oder einer Community, sondern man darf sich nur an der Wissenschaft orientieren. Die Internationalisierung der Situation ergibt sich durch diese Art der Perspektive von selbst.

Ulrich Raulff: Aber an welcher Wissenschaft soll man sich orientieren? Der Normalwissenschaft? Ich meine, es gibt halt Spielarten.

Joachim Nettelbeck: Gut, das ist dann eine weitere Frage. Aber zunächst mal ist diese Ablehnung von irgendwelchen nationalen, regionalen oder sonstigen Festlegungen eine wichtige Bedingung gewesen. Immerhin werden wir vom Land Berlin und dem deutschen Staat finanziert, insofern muss man mit Nachfragen rechnen: Wie viele Deutsche werden als Fellows berufen und ähnliche Fragen. Solche Kriterien spielten oder spielen bei anderen Instituten eine Rolle. Im Wissenschaftskolleg war das von Anfang an anders. Es ging ausschließlich um die gute Wissenschaft, was immer man dann als solche interpretiert. Und auch da wieder ist es wichtig, uneindeutig zu sein, denn nur alternative Wissenschaft zu finanzieren ist uninteressant. Interessant ist die Spannung zwischen wohl etablierten und ungewöhnlichen Köpfen. Nur dann kommt das auch beim gemeinsamen Mittagessen zur Geltung. Die Mischung ist entscheidend. Sie herzustellen, ist ein Handwerk und keine Wissenschaft.

Ulrich Raulff: Welche Rolle haben die Künstler dabei gespielt? Waren sie Ornament, *nice to haves*, oder hatten sie konstitutive Bedeutung?

Joachim Nettelbeck: Zunächst einmal ist Folgendes zu sagen: Wenn man sich die Auswahl der Komponisten ansieht, kann man den Eindruck gewinnen, es ist besser, ein Wissenschaftskolleg mit einem Fellow zu haben als eins mit vierzig. Die Auswahl der *composers in residence* ist besonders beeindruckend, während man sich bei den 39 Wissenschaftlern eher streiten kann. Zweitens ist es ein wichtiges Element in der Ablehnung einer innerakademischen Situation, dass nicht nur die Wissenschaftler miteinander reden, sondern klar wird, dass auch sie irgendwo in der Welt sind …

Ulrich Raulff: … das heißt, ein Künstler vertritt sozusagen die Welt und liefert ein Thema, über das dann alle reden können …

Joachim Nettelbeck: … es gibt ja immer zwei, drei Künstler und darüber hinaus jemanden, der überhaupt nicht im akademischen Bereich tätig ist, in diesem Jahr etwa Gábor Demszky, den langjährigen früheren Bürgermeister von Budapest. Das heißt, es gibt immer

Figuren in der Gemeinschaft, die die Beteiligten daran erinnern, dass die akademische Welt nicht für sich allein besteht. Das ist der Punkt; und der kommt bei den Komponisten deutlicher heraus als etwa bei den Schriftstellern, weil das Verhältnis unbestimmter ist. Gerade aufgrund seiner Unbestimmtheit führt dies immer wieder zur Relativierung auch der eigenen Anstrengung. Und wenn man dann, wie wir es in der Evaluierung tun, nach fünf Jahren die Wissenschaftler fragt, was für sie das Wichtigste war, dann sagen zum Beispiel nicht wenige seines Jahrgangs, das Wichtigste war, dass György Ligeti da war. Es war für mich ein grundlegendes Erlebnis, ein Jahr lang mit einem Komponisten wie Ligeti zu leben.

Ulrich Raulff: War das ein auratisches Phänomen, war es das Gefühl, dass da jemand absolut ersten Ranges war, oder war es die Wirkung des Ästhetischen?

Joachim Nettelbeck: Also es ist nicht das Feiertagsvergnügen, dass man auch mal Musik hört …

Ulrich Raulff: … ich fragte nach einem seriösen Einfluss.

Joachim Nettelbeck: Den seriösen Einfluss können die Befragten nicht schildern, da kommen dann eher hilflose Reaktionen. Man versucht zu sagen, dass es eine Art von geistiger Disziplin war, die einem unvertraut war, aber die irgendwie beeindruckend war und einen selber anspornte, aber warum sie das tat, das kann man eigentlich nicht beschreiben. Gerade deshalb war es offenbar besonders beeindruckend. Bei der Evaluierung des Wissenschaftskollegs wurde hervorgehoben, dass hier einer der wenigen Räume sei, die nicht kommerzialisiert sind. Das kann man vielleicht auch so verstehen: die nicht funktional gedacht sind. Der Komponist wird nicht eingeladen, damit der Fellow dies oder jenes lernt, sondern er ist einfach da, und daraus entstehen unerwartete Wirkungen. Dass Wirkungen entstehen, bezeugen die Fellows, aber die Betroffenen können nicht richtig erklären, was die Wirkung ist.

Ulrich Raulff: Ihr habt ziemlich viele Experimente mit gegenseitiger Beeinflussung und Wirkung angestellt. Ist das alles in dieser Weise nicht sagbar, geschweige denn messbar, oder gibt es Faustregeln, empirisches Wissen, was auf wen wie wirkt, gibt es Wirkungskriterien?

Joachim Nettelbeck: Wir haben eine eigene Evaluierungsmethode entwickelt, die inzwischen von anderen Institutes for Advanced Study übernommen worden ist. Wir fragen die Fellows, die seit mindestens fünf Jahren das Institut verlassen haben: Was ist die Langzeitwirkung ihres Aufenthaltes? Und das Beeindruckende ist erst einmal, dass die Antworten höchst vielfältig sind. Bei jeder der positiven Antworten sagt man sich, naja gut, dafür hat es sich eigentlich gelohnt, den Menschen einzuladen. Die eine sagt, ich habe mein Buch zu Ende geschrieben, der andere sagt, ich bin daran gehindert

worden, mein Buch zu Ende zu schreiben. Der eine, ein Naturwissenschaftler, der über Sexualität arbeitet, sagt, ich habe gelernt, dass Feminismus eine ernsthafte Beschäftigung sein kann. Eine andere: Ich bin hergekommen, um einen Forschungsantrag für die nächsten drei Jahre zu schreiben und habe jetzt einen Lebensplan für die nächsten zehn Jahre. Oder jemand sagt, ich habe gelernt, dass es sich lohnt, den Enthusiasmus für meine Arbeit Wissenschaftlern anderer Disziplinen mitzuteilen, ich bin sozusagen auf halbem Wege, auch öffentlich zu erklären, was das Interessante an meiner Arbeit ist. Also in jedem dieser Punkte wirst du sagen, das ist eine gute Wirkung des Aufenthaltes und der Einladung. Das Entscheidende ist aber, dass die Vielfalt der Ziele sinnvoll ist. Und doch würdest du nie eine Institution mit einer solchen Vielfalt von Zielen gründen. Für eine Gründung glaubt man, eine eindeutige und damit auch einseitige Zielsetzung haben zu müssen. Festzuhalten bleibt, dass die Freiheit, die das Wissenschaftskolleg hat, jemanden einzuladen und sich Dinge auszudenken, ganz ungewöhnlich ist, selbst im Vergleich mit den amerikanischen Instituten.

Ulrich Raulff: Ihr habt nie das *school-system* hier eingeführt. Ihr habt zwar Arbeitsgruppen und thematische Cluster, aber streng nach *schools* habt ihr nicht gegliedert. Oder gibt es *schools*, die man nicht sieht?

Joachim Nettelbeck: Ein Zukunftsplan besteht in einem College for Life Sciences für Nachwuchswissenschaftler, aber da dient die Bezeichnung eigentlich dem Schutz der Eingeladenen. Wir haben gesagt, wir können Nachwuchswissenschaftler aus den Life Sciences in größerer Zahl nicht bekommen, wenn wir nicht ein solches Etikett anbieten, das sie nachher auch im Curriculum Vitae vorweisen können. In gewisser Weise ist das eine Sünde …

Ulrich Raulff: … gegen den reinen Geist …

Joachim Nettelbeck: … aber es ist doch fantastisch, dass das möglich war! Ich meine, auch da spielt die Orientierung an der Wissenschaft an sich und nicht an deutscher Wissenschaft oder Berliner Wissenschaft herein. Alle reden von Kooperation, hier gab es nie einen Kooperationsvertrag mit irgendeiner Institution. Gut, mit den Universitäten zur gemeinsamen Berufung der Permanent Fellows, aber sonst gibt es keine Verträge. Wir sind an nichts gebunden. Hinzu kommt, dass die Institution sich immer als eine verstanden hat, die außerhalb der normalen Auseinandersetzung der Institutionen angesiedelt ist, die keinen Unterschied macht zwischen den Berliner Universitäten und der DFG oder zwischen der DFG und der Max-Planck-Gesellschaft und so weiter. Mit der Rektorenkonferenz, mit dem Wissenschaftsrat, mit all diesen Organisationen, mit der Humboldt-Stiftung natürlich, gab es eigentlich immer freundschaftliche Verhältnisse; das ist auch in der Struktur des Wissenschaftskollegs, in seinen Gremien angelegt, dass man sich abgehoben von den Auseinan-

dersetzungen der Institutionen situieren kann. In gewisser Weise konnten wir mit allen diesen Organisationen zusammenarbeiten. Am Anfang war es ein ziemlicher Kampf mit den hiesigen Universitäten, aber das hat sich völlig aufgelöst. Beim Institut für Theoretische Biologie haben wir uns des Einvernehmens mit der Max-Planck-Gesellschaft versichert, das Innovationskolleg Theoretische Biologie wurde an der Humboldt-Universität mit Hilfe der DFG realisiert.

Ulrich Raulff: Diese Positionierung haben immer alle akzeptiert?

Joachim Nettelbeck: Ich habe bewusst immer den Kontakt zu all diesen Institutionen gepflegt. Für die Unabhängigkeit, wie wir sie genießen, für diese Freiheit ist die Akzeptanz eines ziemlich kleinen Personenkreises von vielleicht zwanzig, dreißig Verwaltern der obersten Stufe in der Bundesrepublik entscheidend. Wenn diese sich einmal im Jahr anhören, was wir tun, und dann untereinander die Meinung verbreiten, dass wir unsere Arbeit ordentlich machen, dann ist unsere Freiheit geschützt.

Ulrich Raulff: Hat es nie Versuche der politischen oder wissenschaftspolitischen Einflussnahme gegeben?

Joachim Nettelbeck: Nein, nie. Am Anfang hat mal der Bundestagsausschuss gefunden, wir seien doch unnütz, und im Jahr 2000 wollte der Bundesrechnungshof uns schließen. Aber das war nicht wirklich eine Bedrohung.

Ulrich Raulff: Hat die Tatsache, dass es in den letzten Jahren so viele Neugründungen von kleineren Wissenschaftskollegs gegeben hat, in Nordrhein-Westfalen, in Freiburg, in München und so weiter, das Geschäft belebt oder erschwert es die Arbeit? Natürlich seid Ihr hier das Mutterschiff, und nach Euch kommt erstmal ganz lange gar nichts. Trotzdem fischen die anderen auch interessante Leute ab.

Joachim Nettelbeck: Klar, aber das Potenzial ist groß genug, und wir haben keine begrenzenden Bedingungen, sind besonders frei. Allerdings ist das auch eine prekäre Freiheit insofern, als es nicht reicht zu sagen, so und so viele berühmte Leute waren hier. Irgendwie muss man auch deutlich machen, dass diese Art des Einladens und diese Art des wissenschaftlichen Betriebs institutionelle Wirkungen haben.

Ulrich Raulff: Woran genau denkst Du?

Joachim Nettelbeck: Am Anfang stand die Wissenschaftsgeschichte mit dem Rathenau-Programm, die Folge war das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Dann kam die Phase der Gründung der Institute in Osteuropa, danach die Gründung des Arbeitskreises Moderne und Islam, dann die Entwicklung der Theoretischen Biologie, schließlich das Forum

Transregionale Studien. In Zukunft werden wir uns der Frage widmen: Kann Rechtswissenschaft nicht als die Verknüpfung zwischen normativem Denken und den Geistes- und Sozialwissenschaften gesehen werden? Solche Anregungen von Fellows sollten irgendwann institutionelle Folgen haben, aber das dauert immer lange, in der Regel zehn, zwölf Jahre, bis das sichtbar wird.

Ulrich Raulff: Sonst hat man eben nur einen individuellen Output, ein paar schöne Bücher oder Aufsätze.

Joachim Nettelbeck: Das ist aber die entscheidende Wirkung einer Fellowship und rechtfertigt alle Institutes for Advanced Study. Allerdings besteht doch ein Unterschied zu den anderen Institutes for Advanced Study, die meistens der Entwicklung einer Universität oder einer Region dienen. Das Wissenschaftskolleg konnte seine Aufgabe darin sehen, in Bezug auf das Wissenschaftssystem als solches zu arbeiten.

Ulrich Raulff: War das von Anfang an Programm? Ist das schon in der Ära Glotz-Wapnewski so klar gewesen?

Joachim Nettelbeck: Nein. Es hat sich aus den Möglichkeiten des Wissenschaftskollegs entwickelt. Es begann damit, dass wir uns mit Hilfe von Yehuda Elkana – später kamen Tom Hughes und Tim Lenoir dazu – gedacht haben, dass der Bereich Wissenschaftsgeschichte für das Wissenschaftskolleg besonders geeignet wäre, weil die Gemeinschaft der Fellows eine Koexistenz zwischen Naturwissenschaftlern und reflexiven Wissenschaftlern ermöglichte, und weil, zweitens, die Art, wie Wissenschaftsgeschichte bis dahin in der Bundesrepublik meist betrieben wurde, langweilig erschien.

Ulrich Raulff: Weich und randständig und sehr stochastisch ...

Joachim Nettelbeck: Es war im Wesentlichen eine Geschichte der Disziplin und eine Hilfswissenschaft. Wissenschaft wurde nicht als ein wesentliches Element der Gesellschaft angesehen.

Ulrich Raulff: Wo ist der Unterschied zwischen Bereichen wie der Wissenschaftsgeschichte ehedem oder jetzt den Rechtskulturen und irgendwelchen interessanten Themen? Die braucht ihr doch auch und die habt ihr meines Wissens auch, Cluster oder Themenfelder, oder etwa nicht?

Joachim Nettelbeck: Es gibt zwei Ebenen. Die eine ist, dass man innerhalb eines Jahrgangs eine Gruppe hat, die irgendwas zusammen tut oder tun kann, also etwa in diesem Jahr im Bereich der Geisteswissenschaften die gegenseitige Beeinflussung der jüdischen und christlichen Liturgien in der Frühzeit des Christentums. Das nennen wir dann Schwerpunktgruppen. Im Bereich der Naturwissenschaften ist das häufig nützlich, obwohl die Fellows im Nachhinein sagen, sie hätten schwerpunktmäßig für sich selbst gearbeitet,

aber es sei dennoch angenehm gewesen, dass es die Gruppe gab. Irgendwie brauchen die Naturwissenschaftler diese Art der Sicherheit eher als die Geistes- und Sozialwissenschaftler. In den Geistes- und Sozialwissenschaften gehen Gruppen auch eher schief, wenn die Personen, die man unter einem gemeinsamen Thema einlädt, nicht so miteinander können und sich dann anders orientieren.

Ulrich Raulff: Die Themen wechseln von Jahr zu Jahr?

Joachim Nettelbeck: Ja. – Das zweite ist, dass man für bestimmte Bereiche ein durchgehendes Interesse entwickelt. Also wenn Du willst, dieses Interesse für transregionale Studien, das sich mal in dem Interesse für den Islam ausdrückt, mal in dem indisch-europäischen Netzwerk, mal in der Gründung eines Instituts in China. Das ist etwas, was eine längerfristige Wirkung auf die Wissenschaft haben soll. Inzwischen hat sich das Forum Transregionale Studien ja verselbstständigt. Es ist jetzt eine eigene Institution und ich habe den Eindruck, dass das für die inhaltliche Internationalisierung der deutschen Universität eine gewisse Vorbildfunktion haben kann. Solche Überlegungen bleiben im Hintergrund, die Fellows brauchen davon nichts zu wissen. Sie sollen uneingeschränkt von ihrem Privileg profitieren, sich ganz auf ihre Arbeit zu konzentrieren und nicht für diesen oder jenen Zweck missbraucht zu werden. Zudem: Eine solche Tätigkeit ist nur vor dem Hintergrund des ständig neuen Impulses von entsprechenden Wissenschaftlern denkbar, sonst wird das ein Bürokratengespinst.

Ulrich Raulff: Das heißt, ihr macht Experimente großen Stils, von denen die Einzelnen vielleicht gar nichts wissen, um zu sehen, ob ein Feld eine Kohärenz hat, und ob irgendwas, was interessant aussieht, sich auch zur Institutionalisierung eignet?

Joachim Nettelbeck: Meine professionelle Leidenschaft dabei ist die, als Verwalter tätig zu sein, als Gärtner und nicht als Jäger. Du kannst Wissenschaft letztlich nur fördern, indem du Wissenschaftler förderst, und nicht, indem du irgendwelche eigenen Ideen verfolgst. Wir hatten zum Beispiel immer die Idee, die Tabuisierung der Sozialgeografie in Deutschland müsste sich doch irgendwie aufheben lassen. Ich glaube, wir haben zehnmal Versuche dazu unternommen und am Ende nie eine Einladung ausgesprochen. Es ging irgendwie nicht. Wenn es keine interessanten Wissenschaftler gibt, die man in so einer Entwicklung sieht, dann findet es eben nicht statt.

Ulrich Raulff: Das ist im Unterschied zu Frankreich oder zu anderen Wissenschaftskulturen bei uns schwach entwickelt. Aber man braucht diesen Blick von außen, um zu sehen, wo der Balken im eigenen Auge ist. Von allein sieht man ihn nicht. War für Dich nicht lange Zeit Frankreich ein interessanter Beobachtungsstandort, um auf die deutschen Verhältnisse zu schauen?

Joachim Nettelbeck: Ja, aber das wird immer weniger.

Ulrich Raulff: Weil Frankreich uninteressant wurde? Was wird stattdessen interessant?

Joachim Nettelbeck: Auch wenn es einen gelegentlich ärgert, es ist doch so, dass viele interessante Entwicklungen in Amerika stattfinden. Wir versuchen aber auch, in anderen Ländern entscheidende Entwicklungen ausfindig zu machen. Zur Zeit ist es eigentlich spannender, mit Indien zu arbeiten als mit Frankreich. Der eine oder andere Ansatzpunkt könnte sich mit China entwickeln; mit Lateinamerika haben wir bisher zu wenig erreicht.

Ulrich Raulff: Woher kommen im Moment die interessanten Leute – aus Indien?

Joachim Nettelbeck: Also Indien finde ich ganz aufregend, auch weil es so unübersichtlich ist. Wir haben einen indischen Permanent Fellow, Raghavendra Gadagkar. Er ist Verhaltensbiologe und hilft uns, den Bereich Biologie zu entwickeln, aber er nimmt natürlich auch den Rest der Wissenschaft in Indien wahr. Es ist interessant zu sehen, wie sich eine Art von wissenschaftlichem Patriotismus entwickelt. Für die Teilnahme an dieser Entwicklung haben wir gemeinsam mit anderen Institutes for Advanced Study eine Organisation, das indisch-europäische Forschungsnetzwerk, entwickelt.

Ulrich Raulff: Aber der große Fokus, in dem man sieht, was anderswo passiert, ist doch nach wie vor Amerika, oder? Auch wenn die Leute nachher woanders wirksam werden, gehen sie doch alle für ein paar Jahre nach Amerika.

Joachim Nettelbeck: Unser Arbeitskreis Moderne und Islam – oder wie er jetzt heißt – Europe in the Middle East – the Middle East in Europe – hat zehn Fellows pro Jahr mit irgendeinem Hintergrund in Nahost, nur die sind eben auch zu einem erheblichen Teil an amerikanischen Universitäten tätig. Das ist zwar meistens vorläufig, aber diese transnationalen Existenzen sind ohne Amerika nicht denkbar, und dort sind dann letztlich die Strukturen in den großen Universitäten auch erstaunlich offen. Wenn du dir die deutsche Universität anguckst, siehst du sofort eines der Probleme, wo das Wissenschaftskolleg auch in Zukunft eine Funktion haben kann. Die deutsche Universität, im Gegensatz zur Max-Planck-Gesellschaft oder den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, ist nach wie vor sehr national. In der Max-Planck-Gesellschaft gibt es inzwischen ein Drittel Ausländer. In der Universität ist die Quote immer noch extrem niedrig.

Ulrich Raulff: Was siehst Du, wenn Du Dir das deutsche Bildungssystem anschaust, von den Schulen und Hochschulen über die Akademien bis zu den Max-Planck-Forschungseinrichtungen, im Moment als Hauptdefizit?

Joachim Nettelbeck: Ich habe den Eindruck, dass man sehr viel für die Doktoranden getan hat, aber zu wenig für die Postdocs in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die keine den Naturwissenschaftlern vergleichbaren Chancen haben.

Ulrich Raulff: Du meinst am Ende ihrer Postdoc-Förderung, am Flaschenhals mit Ende dreißig?

Joachim Nettelbeck: Das gilt schon für die Postdoc-Zeit selber. Entweder du verbringst sie im Ausland und es ist in Ordnung. Oder Du verbringst sie in Deutschland, und das ist über die Exzellenzinitiative zunehmend der Fall, dann bist du in einem sehr nationalen System und in der Gefahr, zu eng zu denken, um in zwanzig Jahren wirklich noch ein erfolgreicher Wissenschaftler sein zu können. Da ist ein zentraler Punkt, die mangelnde inhaltliche Internationalisierung der deutschen Wissenschaftler. Internationalisierung ist das, was mich im Moment beschäftigt, also unsere Probleme mit den Augen der anderen zu sehen. Darin steckt auch das höchste Potenzial an veränderten Sichtweisen.

Ulrich Raulff: Du hast vorhin gesagt, es sei schön, der Verwalter zu sein. Was genau meinst Du damit?

Joachim Nettelbeck: Ich finde, das ist eine Funktion, die systematisch falsch gesehen wird. Eine Funktion, die absolut notwendig ist und die nicht hinreichend als solche wahrgenommen wird. Man denkt immer, der Verwalter sei ein Techniker oder der Verwalter sei nur insoweit eine zu respektierende Person, als er eigentlich auch Wissenschaftler wäre. Aber das ist eben für meine Begriffe ganz falsch. Wissenschaftsverwaltung hat zunächst einmal die Aufgabe, zwischen Organisation und Wissenschaft so zu übersetzen, dass die Wissenschaftler optimal arbeiten können. Das ist eine Funktion, die entscheidend ist für die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaftler, für ihre Entwicklung, für wissenschaftsförderliche Situationen.

Ulrich Raulff: Also die Gärtnerrolle?

Joachim Nettelbeck: Ja, die Gärtnerrolle. Und diese Arbeit wird zu Recht nicht herausgestellt oder besonders wahrgenommen. Die politischen Entscheidungen besagen immer: Ich gründe eine Situation, ich schaffe ein Programm, ich finanziere ein Projekt – damit kann man dann an die Öffentlichkeit treten. Aber das ist nur punktuell das Wichtige. Wichtig ist, dass der Wissenschaftler sich in einer Umgebung angeregt fühlt, dass er in seinen Stärken bestärkt wird. Das hängt an allen möglichen Details. Als Verwalter muss man dafür sorgen, dass auch die Details wissenschaftsdienlich sind. Verwalter zu sein hat auch den großen Vorteil, dass es die anderen sind, die arbeiten, und man immer alles Mögliche fördern kann, ohne dass man es selber machen muss. Also mir hat das immer mehr Spaß gemacht, als selber wissenschaftlich zu arbeiten.

Ulrich Raulff: Gab es in diesem Bereich auch Figuren, die prägend waren oder von denen Du sagen konntest, von dem hab ich einen Augenblick lang was gelernt?

Joachim Nettelbeck: Die für mich entscheidende Figur war Clemens Heller, der Administrateur der Maison des Sciences de l'Homme in Paris.

Ulrich Raulff: Aber hatte Heller nicht auch schreckliche und tyrannische Züge? Daran hast Du Dich doch relativ wenig orientiert – oder habe ich etwas übersehen?

Joachim Nettelbeck: Ich weiß nicht, da musst Du die anderen fragen. Wenn du eine Institution gestaltest, eckst du auch so und so oft an. Du bringst ja die Beteiligten nicht ohne Weiteres auf eine gemeinsame Linie. Insofern habe ich schon viel von Heller gelernt. Er stand unter diesem Zwang zur Offenheit, und da hatte er in der Tat herrische Gesten, aber es war alles recht, was daraus folgte. Dieses Ineinander von strenger Form und großer Freiheit kannst Du in gewisser Weise auch am Wissenschaftskolleg finden. Die Form ist streng insofern, als Residenzpflicht herrscht und wir einmal am Tag gemeinsam essen, aber was dann in dieser strengen Form passiert, ist völlig offen. Ich fand es immer eine interessante Geschichte, dass man solche Ziele mit ganz eigentümlichen Begriffen steuert. Die beiden Begriffe, die hier entscheidend sind, lauten "Fellows first" und der „Stil des Hauses". Beides sind Begriffe, die eigentlich nichts bedeuten, die völlig inhaltsleer sind. Sie schließen nur gewisse Dinge aus, und es gibt Situationen, in denen Mitarbeiter sagen, also das ist nicht der Stil des Hauses. Aber jetzt zu definieren, was der Stil des Hauses ist, damit zu beginnen, wäre falsch.

Ulrich Raulff: Es entspräche nicht dem Stil des Hauses.

Joachim Nettelbeck: Das Nebeneinander von Zielgerichtetheit und Offenheit ist das institutionelle Kunststück. Und das ist doch eine vergnügliche Aufgabe. Im Französischen klingt es natürlich viel hübscher, wenn man von jemandem sagt, er sei *l'administrateur*. Heller hätte irgendwann alle möglichen Titel haben können, *directeur* und was weiß ich. Aber er blieb *l'administrateur.* Mir gefiel Sekretär. Ich habe aber immer Wert darauf gelegt, nicht Generalsekretär genannt zu werden.

Ulrich Raulff: Du hast gesagt: strenge Form und Stil des Hauses. Jetzt sind wir wieder an dem Punkt, an dem wir ganz zu Beginn schon mal waren, nämlich bei der Rolle, die Formen für das Gelingen eines solchen Unternehmens haben. Man kann auch sagen, ästhetische Formen. Kann es sein, dass sie eine größere Rolle spielen, als man denkt?

Joachim Nettelbeck: Eindeutig, ja.

Ulrich Raulff: Ist das etwas, woran Ihr weiter arbeiten werdet? Die Form der Gemeinschaft?

Joachim Nettelbeck: Ich habe den Eindruck, dass wir nach einigen Jahren der Entwicklung zu einer Form gelangt sind, die stabil ist und an der man nicht mehr rütteln sollte, denn es ist ja auch immer wichtig, dass solche Formen Tradition haben. Die ästhetische Seite siehst du daran, wie wir zum Beispiel die Möbel ersetzen. Es ist sehr wichtig, dass man das Ganze sieht, von kleinen Details bis hin zu der Art und Weise, wie gekocht wird. Das gehört alles zusammen. Die Ansprüche müssen einander entsprechen. Die Schulen sind ein abschreckendes Beispiel. Du kannst Kindern nicht beibringen, dass geistige Anstrengung wichtig ist, wenn die Räume schlecht gereinigt und die Wände versaut sind.

Ulrich Raulff: Ich hatte immer den Eindruck, dass Du Dich stark für juristische Fragen interessierst, soziologische, theoretische Fragen. Und ich dachte, Geschichte findet er langweilig, zu narrativ. Aber irgendwie scheint das nicht zu stimmen. Hat Dich die Geschichte doch interessiert?

Joachim Nettelbeck: Als Disziplin nein, nicht besonders, aber gute Geschichtsschreibung ist für mich vorbildhaft für gute Wissenschaft. Wenn du Geschichte schreibst, kategorisierst du ja auch, reduzierst du ein unendliches Material zu bestimmten Bildern. Geschichte ist für mich wie Literatur. Sie stellt dir bestimmte Bilder vor, wie du die Realität sehen kannst, und die können stimmig sein oder weniger stimmig, wichtig oder weniger wichtig. Wenn ich ein interessantes historisches Buch lese, habe ich in der Regel das Gefühl, diese Art, Geschichte zu schreiben, ist nicht der Einteilung in Kulturgeschichte/Sozialgeschichte/politische Geschichte geschuldet, sondern das ist eine Form, die Geschichte so zu beschreiben, dass jeder dieser Aspekte hinreichend berücksichtigt wird. Dein Marc-Bloch-Buch hat mir die Vorstellung vermittelt, dass es letztlich die Hand und das Instrument, die *techné* ist, die das Zentrum dieser Beschreibung bildet, die Hand, die durch den Kopf bewegt wird. Davon lerne ich, so wie man auch von der Literatur lernt. Was kann man sich von Wissenschaft letztlich mehr erhoffen?

Rückkehr nach Berlin

Susannah Heschel erforscht, was jüdische Gelehrte am Islam faszinierte und gerät in Berlin auf die Spuren ihres Vaters

Fellow 2011/2012

von Hans-Joachim Neubauer

„Ich hätte eigentlich in Berlin zur Welt kommen sollen.“ Susannah Heschels Berlin ist ein wunderbarer Ort zum Forschen und Schreiben. Zugleich ist es die Stadt, in der die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts kulminiert. Auch für Heschels Familie: Ihrem Vater wird Berlin erst zum Sehnsuchtsort, dann zur Wirkungsstätte, schließlich zum Ausgangspunkt seiner Flucht. Zu all dem kehrt Susannah Heschel zurück, als Judaistin, als Wissenschaftshistorikerin, als Tochter. Das Thema, das sie am Wissenschaftskolleg erforscht, ist ein persönliches – auch wenn es akademisch klingt: „Die jüdische Faszination am Islam: Wissenschaft, Reiseberichte und Konversionen von europäischen Juden im 19. und 20. Jahrhundert“. Es geht um jüdische Koranforscher, um Juden, die den Koran übersetzen, um jüdische Intellektuelle, die Muslime werden, um Gelehrte, die zu neuen Ufern aufbrechen.

Eine Nähe, Sympathie, gar Verwandtschaft von Judentum und Islam zu behaupten, hat schon etwas Wagemutiges an sich. Die politische Wirklichkeit im Nahen

Osten wird nicht gerade von einer Freundschaft zwischen diesen Religionen bestimmt. Doch die Wissenschaftsgeschichte weiß um kooperativere Epochen. Mit seiner Studie „Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen?“ von 1833 entdeckt Abraham Geiger (1810-1874) muslimisches Denken und Glauben für die jüdische Tradition; viele jüdische Denker folgen ihm nach. Sie sehen im Islam eine dem Judentum verwandte Religion. „Sie hatten das Gefühl, dass sie eine Brücke bauen konnten“, sagt Heschel, die am Dartmouth College in Hanover (New Hampshire), Judaistik lehrt. Strenge Textphilologie hält diese Brücke aufrecht: Geiger und seine Nachfolger legen dar, dass sich viele im Koran erzählte Geschichten an Vorbildern aus der rabbinischen Literatur orientieren.

Susannah Heschel erzählt von echten Abenteurern des Geistes. Was sind das für Leute, für die sich eine prominente Judaistin von heute so begeistern kann? Es sind zum Beispiel Männer wie Leopold Weiss (1900-1992). Der Talmudkenner aus Lemberg hält sich nach seinem Studium in Berlin über Wasser und geht in den

1920er-Jahren nach Jerusalem. Dort trifft er arabische Gelehrte, lernt Beduinen kennen, vertieft sich in den Koran, forscht – und konvertiert: Aus Leopold Weiss wird Mohammed Asad, der berühmte islamische Theologe. In Indien lernt Asad Muhammad Iqbal, den Gründer Pakistans, kennen; 1949 wird er pakistanischer Diplomat und vertritt das Land bei der UNO in New York. Er publiziert eine berühmte Autobiographie und schreibt eine wegweisende kommentierte Übersetzung des Korans ins Englische. Bei Weiss-Asad wird deutlich, wie jüdisches Denken den Islam prägen kann: Mit seinem Entwurf für einen pakistanischen Staat orientiert sich Asad am zionistischen Modell.

Vordenker wie Weiss sind auf vielen Feldern aktiv. Die meisten stammen aus frommen Familien, sie sind Rabbiner und Schriftgelehrte. Weil sie hebräisch sprechen, fällt ihnen das Arabische leicht. Als moderne Wissenschaftler möchten sie die religiösen Vorurteile und Wertungen ihrer Zeit ignorieren. Und: Sie wollen niemanden missionieren. Was sie am Koran fasziniert? Susannah Heschel betont, wie verwandt die beiden Religionen einander in manchem sind: „Man muss nichts Übernatürliches glauben, um Jude oder Muslim zu sein.“ Wie dem jüdischen Monotheismus ist auch dem muslimischen alles Anthropomorphe fern.

Die jüdischen Koranfreunde verbindet ein seltsam philosophischer, äußerst rationalisierender Blick auf den Islam. Ihre Theologie und Philologie spiegeln auch wider, wie prekär ihnen ihre eigene Religion geworden ist. Was sie am Judentum befremdet, blenden sie aus ihrem Islambild aus: Mystizismus, Pietismus, apokalyptische Tendenzen, Versenkung, Verzückung, kurz: alles Irrationale. Ignaz Goldziher (1850-1921), einer der berühmtesten Islamwissenschaftler seiner Zeit, träumte von einem Judentum, das so rational sei wie der Islam, den er als eine reine Religion der Wissenschaftler, Philosophen und Mediziner verstand. Die Projektion, die in solchen Urteilen steckt, spricht auch von der Not, in der sich diese Denker befanden.

Mehr als 30 Gelehrte hat Heschel zwischen 1833 und den 1930er-Jahren ausfindig gemacht. Nur wenige von ihnen arbeiten an einer Universität, die meisten sind Privatgelehrte, Rabbis, Gemeindesekretäre, Bibliothekare. In ihrer Freizeit widmen sie sich den schwer zugänglichen islamischen Quellen – nicht als akademische Routiniers, sondern aus Liebe zum Thema. Die Ergebnisse ihrer Forschungen müssen sie als Juden im Übrigen in der Regel außerhalb der theologischen Zeitschriften der Zeit publizieren. Ihre Bücher finden begeisterte Leser – auch unter Europas Juden, die wohl spüren, dass die jüdische Reflexion über den Islam auch ein Nachdenken über die eigenen Wurzeln, die eigene Identität ist. Diesem Diskurs setzt der Holocaust ein Ende. Die Frage, was es bedeutet, Jude zu sein, bleibt. „Wir sind nicht nur Opfer des Christentums“, fasst Heschel den neuen Gedanken zusammen, der aus Geigers Büchern und den Schriften seiner Nachfolger

spricht: „Eigentlich haben wir Juden das Christentum und den Islam geboren, in die Welt gebracht."

Der Islam als Frucht rabbinischer Literatur: Die christlichen Orientalisten der Zeit nehmen diese Erkenntnis der jüdischen Koranforscher gerne an. Reserviert aber reagieren sie, wenn jüdische Forscher sich zum Christentum äußern. Abraham Geigers Studien zu Jesus legen die rabbinischen Wurzeln des Neuen Testaments offen. Für Geigers christliche Kollegen ist das ein Skandal. Wer die traditionelle Lesart des Neuen Testaments infrage stellt, rüttelt an den Grundfesten des Abendlands. Geigers christliche Kollegen verstehen nur zu gut, dass eine wirklich kritische Lektüre der Bibel auch einen emanzipatorischen Impuls freisetzt; Philologie ist gefährlich. Denn sie kann dazu beitragen, die geistige Kolonisierung der Juden durch die christliche Majorität zu brechen.
Philologie ist politisch. Auch das erklärt Heschels Hingabe an diese Themen. Ihr Interesse wird früh durch das theologische und politische Engagement des Vaters geweckt. Abraham Joshua Heschel (1907-1972), Schriftgelehrter, Rabbi, Theologe und Religionsphilosoph, stammt aus einer polnischen Familie chassidischer Rabbiner. An der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums studiert er unter anderem bei Leo Baeck und promoviert 1933. 1938 wird er nach Warschau ausgewiesen. Kurz vor dem deutschen Angriff auf Polen gelingt ihm die Flucht nach London, dann die Emigration in die USA. Dort lehrt er Jüdische Ethik und Mystik und engagiert sich an der Seite Martin Luther Kings für die Emanzipation der Afroamerikaner. Dass er als Autor an der „Judenerklärung" des Zweiten Vatikanischen Konzils beteiligt ist, zeigt, wie sehr auch die katholische Geisteselite ihn schätzt. Das erfährt Abraham Heschel persönlich bei seiner Audienz bei Papst Paul VI., einem aufmerksamen Leser der Schriften Heschels.

Als ein Journalist Abraham Heschel fragt, warum er gegen den Vietnamkrieg demonstriere, antwortet Heschel: „I am here because I cannot pray", er sei hier, weil er nicht beten könne. Der Journalist will wissen, was Heschel am Beten hindere: „Immer wenn ich das Gebetbuch aufschlage, sehe ich vom Napalm brennende Kinder vor mir." Bis heute bewundert Susannah Heschel an ihrem Vater, dass er tiefe Frömmigkeit mit politischem Engagement verband. Gerne zitiert sie, mit welchen Worten ihr Vater diesen scheinbaren Gegensatz auf den Punkt brachte: „Wenn Abraham mit Gott streiten kann, um Sodom und Gomorrha zu retten, können wir doch auch mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten streiten, dass er keine Zivilisten in Vietnam tötet."

Ihren politischen Sinn für Gerechtigkeit schärft Susannah Heschel als junge Frau in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Ihr Weg führt sie vom Antirassismus zum feministischen Antisexismus und weiter, tiefer hinein in die Jüdischen Studien. Religion und Rassismus bilden den denkbar größten Gegensatz, und

auch Jüdische Studien sind Gegengeschichte. Vielleicht verbindet genau das Heschels geschichtliches Interesse mit ihrem politischen Engagement, ihren religiösen Impuls mit dem libertären: Die mit zahlreichen internationalen Preisen und vier Ehrendoktorwürden ausgezeichnete Heschel entdeckt die Objekte der historischen Macht als geschichtliche Subjekte. Historiographie folgt den Fragen, die wir an die Geschichte stellen. Wie sehr dabei die Antworten verstören können, zeigen Heschels Studien über die erschreckend rassistische Theologie deutscher Protestanten im Nationalsozialismus.

Heschel lebt mit ihren Vorbildern. Schon als Kind hört sie von Abraham Geiger. Bis heute bewundert sie ihn für seine Klugheit, sie verehrt ihn für seine geistige Leidenschaft, für die Hingabe an seine Ideen. „Abraham Geiger and the Jewish Jesus“ (1998) / „Der jüdische Jesus und das Christentum. Abraham Geigers Herausforderung an die christliche Theologie“ (2001), Heschels preisgekrönte Studie über den Gelehrten, entdeckt Geigers Person und Schaffen neu – auch als Maßstab für Heschels eigene Arbeit. Diesem Anspruch wird sie gerecht. Als Judaistin von Weltrang, als innovative Historikerin, als brillante Intellektuelle fordert sie die Fachwelt heraus; dass sie ihre Erkenntnisse zudem ebenso humorvoll wie geistreich auch einem fachfremden Publikum nahebringen kann, wissen ihre Zuhörer auf beiden Seiten des Atlantiks zu schätzen. Ihr Wort zählt, nicht zuletzt im christlich-jüdischen Dialog.

Näher noch als Abraham Geiger ist und bleibt ihr der Vater; wenn Susannah Heschel durch Berlin geht, weiß sie sich auch auf seinen Spuren. 1986 verbringt sie zwei Wochen in Leipzig und Erfurt: „Es hatte sich so wenig verändert“, erzählt sie, „die DDR war sehr ruhig, es gab keine Neonreklame, die Dinge waren alt, die Telefone, die Türklingeln. Ich hatte das seltsame Gefühl, dass mein Vater auch dort war. Ich müsse nur die richtige Straße entlang gehen, dachte ich, dann würde ich ihm begegnen.“ Noch heute, bei ihren Streifzügen durch Berlin, erlebt sie solche Überblendungen von Vergangenheit und Gegenwart. Berlin hat auch etwas Auratisches an sich. Aber die Geschichte geht weiter. Im Februar feierte Susannah Heschels Familie die Bat Mitzvah ihrer Tochter Gittel in der Synagoge in der Oranienburger Straße. Auch das Pessach-Fest hat Susannah Heschel mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Berlin begangen: „Wir sind sicher die ersten aus der Heschel-Familie, die hier Pessach feiern. Soviel ich weiß, fuhr mein Vater zu den Feiertagen immer heim nach Warschau.“ Wer weiß, vielleicht sind solche Feste ja der Beginn einer neuen Tradition.

To Write a Book in Biology

by James H. Hunt

Fellow 2011/2012

Introduction / materials & methods / statistical procedures employed / results / discussion / acknowledgements / literature cited. These are the elements of a research publication in biology. Excepting the occasional rearrangement of parts, the structure never varies. The research may be worthwhile or worthless, good or bad (research not worth doing at all is not worth doing well), but the structure of the end product, of a research publication in biology, never changes. The number of such publications is one measure of professional standing: "How many publications have you produced?" One (the dissertation)? Ten? One hundred? Scientists think in orders of magnitude. A professional friend and colleague leads a lab group of some twenty people (technicians, students, postdoctoral scholars) and has produced several hundred publications. The colleague has $6 million in grant funding. Awards and other measures of professional accomplishment so thoroughly blanket the colleague's office that the color of the walls is difficult to ascertain. The quantity and invariant excellence of the research publications are the foundation of it all. The academic life required to sustain such productivity is one of never-

ending meetings, manuscripts reviewed, projects supervised.

Without $6 million in research funding (or $600 000 or $60 000 or even $600 – orders of magnitude again) and without a large lab, one can still pursue biological research (introduction, materials and methods, statistical procedures employed), but the research must be structured into natural experiments by which Mother Nature provides the experimental design. It then becomes the researcher's challenge to hear what Mother Nature tells us about herself. This way of knowing draws a biologist into a contemplative life. The rate of publication will be slow, but in time the workings of nature (results, discussion) will come to be revealed. Somehow, though, the acknowledgements sections of our papers never include Mother Nature, our colleague without whom the pursuit of most biological knowledge would not exist. Biological knowledge can also be sought via theoretical inquiry presented in publications that require no section on materials and methods. Theoretical biologist Richard Levins once said that to study nature in the theoretical is sometimes necessary to understand nature in the actual. Theory can only be of value, however, if it begins with nature and returns to nature. Theory that stands alone is a vacuous exercise. A complete portrait of Mother Nature requires synthesis of publications on both nature and theory. There is only one way to undertake such a synthesis in biology: one writes a book.

Most books in biology, the good ones at least, take that path. Materials and methods are not applicable to synthesis. Statistical methods are not used. Results are gathered from hundreds or thousands of research publications (orders of magnitude yet again). These coalesce into a discussion that brings together ideas, perspectives, data, and theory. By means of such a synthesis one can lift, ever so slightly, the veil that covers not the face of Mother Nature as we endeavor to see her but instead the faces of ourselves.

Books exist in infinite variety – fantasy, philosophy, discourses on language or law. Books also exist in infinite number. The libraries of major universities have a primary reading room paneled in wood, with furnishings of leather and fixtures of brass or bronze – a proud declaration that this is a citadel of higher learning. At one such university, after showing one's faculty identification somewhat in the manner of a high school hall pass, one can leave the wood panneling and leather chairs behind and enter another world. First floor, second floor, third floor – these give way to tiers of low-ceilinged, steel-floored levels – A, B, C, and so on – each with a sign that says "please turn out the lights when you leave." Each level extends down a hallway into the distance, and each is partitioned into closely spaced parallel rows of shelves that collectively bear books of infinite number and variety. Why, then, write another book that will be squeezed between two others among those already there? For a biologist whose academic life has been measured by research publications, the question is real. Why, indeed?

First and foremost, a biologist writes a book with the conviction of having a message to deliver and an audi-

ence wanting to read it, or, perhaps, an audience that the author feels should read it. The book must synthesize not only the research publications of the author – an unforgivable act of hubris – but those of empiricists, conceptualists, perhaps even historians and philosophers, whose work can be appropriately brought to bear on the book's thesis. The thesis itself can be empirical, conceptual, historical or philosophical, or a mix of all of these. Perhaps the best books written by biologists should be something like a good bouillabaisse. Some ingredients are essential to the recipe, some are specialties of the chef, and spice is of the essence if the bouillabaisse is not to be mere soup.

How does a biologist go about writing a book? The trite answer is – slowly. The serious answer is – slowly. Novelist John Updike once commented that he tried to write two pages per day – not so many as to be daunting, but enough that over time he assembled a manuscript. Updike wrote very good books, but his books didn't contain references. There was no final section of literature cited that could have been a book unto itself. If the book written by a biologist is to be something more than an essay (some very good books in biology have been essays), then the essentials to write it are treasures of academia – unfettered time and an extraordinary library just a few steps away. With a combination of diligence, freedom to write, and a good library, a book in biology can emerge. Dogged persistence might in some instances be a necessary substitute for diligence. With skill and a dash of good fortune, the book will be a good one.

I am not sure we are actually very truthful to one another

Miloš Vec über Samantha Besson als fellow Fellow

Miloš Vec: Bist Du damit einverstanden, dass das Band läuft?

Samantha Besson: Welche Sprache? Wir probieren's mal auf Deutsch. Schreibst Du es auf Deutsch, Miloš?

Samantha Besson, Völker- und Europarechtlerin aus Fribourg, ist dreisprachig, das Deutsche spricht sie mit einem schweizerischen Akzent. Darin fehlen ihr selten die Worte, im Gegenteil, in einem Paratext registriert sie mögliche Äquivalente der drei Idiome und diskutiert sie später:

pigeonholing = schubladisieren? Aber wenn sie sich über Wissenschaft unterhält, wechselt sie vom Deutschen oder auch Französischen konzentriert ins Englische. Sie hat eine leichte, elegante Stimme. Wenn sie redet, klingt ihre Diktion bestimmt, aber nicht dominant. Sie redet so, wie sie auftritt: ruhig und zurückhaltend, aber ungeheuer präsent. Man darf sich also von ihrer Schüchternheit in Gesellschaften nicht täuschen lassen. Sie ist eine glänzende Vortragende, ihr Kolloquium gleich Anfang Januar ein Genuss. Mein fellow Fellow Samantha war übrigens etwas skeptisch, ob wir ein solches Interview miteinander führen sollten, mit ihr in der Rolle der interviewten Wissenschaftlerin und mir als Fragendem. Warum eigentlich?

Miloš Vec: Ich würde mich gerne mit Dir über Dein Projekt am Wissenschaftskolleg unterhalten. Du schreibst eine Theorie der Menschenrechte.

Samantha Besson: Eine Rechtstheorie der Menschenrechte! Übrigens gab es mit dem Titel Probleme, als ich hier anfing. Man kann es nicht so einfach übersetzen. Mein Originaltitel lautet „A Legal Theory of Human Rights". „Rechtstheorie" bedeutet etwas anderes als „legal theory" auf Englisch. Für einen deutschen Professor würde sich Rechtstheorie der Menschenrechte nach einer systematischen und akritischen Rekonstruktion von Rechtspraxis anhören.

Miloš Vec: Und was ist Deine Absicht?

Samantha Besson: Ich will Menschenrechte als moralische und rechtliche Normen erklären und rechtfertigen, aber als Normen, die praktiziert werden. Wie ich im Kolloquium gesagt habe: The idea is to come up with a theory of human rights, but not through top-down or purely bottom-up theorizing but a combination of both, just the way legal philosophers both explain and criticize the law qua normative practice.

Miloš Vec: Arbeitest Du daran eigentlich als Völkerrechtlerin?

Samantha Besson: That is an interesting question. As a human rights lawyer I really don't think that there is much point in dividing human rights law between constitutional rights, on the one hand, and European rights law and international human rights law, on the other, and in then focusing on the latter only. Both have to be explained together. Human rights law is a set of very interesting legal norms. You must know this as you are working on principles, which once they are brought into the domestic legal order all of a sudden become one set of norms. When most domestic judges apply human rights, they are applying at once international human rights law, the European convention on human rights and constitutional rights. This should also be our perspective in human rights theory. It should be the perspective of the domestic subject and right-holder. So there is an interesting connection between the source and the actual

norm. And you know this because you are working on principles and their discursive force!

Miloš Vec: Du meinst, ich sollte das eigentlich wissen!? [*Wir lachen*.]

Samantha Bessons Souveränität und Brillanz als Vortragende lässt vermutlich nicht jeden Zuhörer ahnen, wie gut sie zugleich als Moderatorin ist. Auch in Gesprächen übrigens. Sie ist aufmerksam, nimmt Stimmungen und Zwischentöne ihres Gegenübers verblüffend sicher auf. Sie verliert dabei nicht den roten Faden, sondern baut die Beobachtungen in sehr produktiver Weise ins weitere Gespräch ein. Sie lässt andere gerne gut dastehen. Im November moderierte sie mein Kolloquium und von jedenfalls zwei weiteren Moderationsanfragen weiß ich. Das ist viel, wenn man bedenkt, dass im Moment der Abfassung dieses Texts insgesamt nur zwei Frauen moderiert haben – bei 40 Fellows. Gibt es ein Geschlechterrollenproblem am Wissenschaftskolleg? So oder so drücken die Anfragen an sie eine besondere Wertschätzung aus. Als ich sie darum bat, vermutete ich zu Recht, dass sie auch inhaltlich die ideale Person ist: interessiert am Thema, aber keine Expertin der Völkerrechtsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Kollegin als Juristin, aber nicht Rechtshistorikerin.

Miloš Vec: In der Rechtsquellentheorie haben wir eine Überschneidung unserer Interessen. Dir ist wichtig, dass Du als Juristin sprichst, warum?

Samantha Besson: In adding "legal", I am distinguishing myself from the moral or political theories of human rights that are on the market right now. I want so say: We lawyers also have something essential to say about this subject, and as legal theorists and not merely as legal scholars who describe or systematize the law. – In my colloquium I wanted to focus on methodological questions instead of going right into content. A place like the Wissenschaftskolleg should enrich our methodology!

Miloš Vec: Was bedeutet Dir die geschichtliche Perspektive?

Samantha Besson: History became particularly important to me here. Once you understand human rights as a normative practice you realize that people have different accounts of what that practice is by reference to its history. Some people say: Well, the correct account of human rights has to explain them by reference to the natural rights of the 18th century: of course, those rights changed and even disappeared for a while, but they allegedly re-appeared post-war. Others, on the contrary, would say: No, I am really concerned with post-45 human rights and those have nothing to do with natural rights. You see, history invites itself in the way we capture the object of human rights theory, and this is often glossed over or neglected. But of course it is a complex kind of history because it is both history of ideas and social and legal history. And then you get into some kind of circle.

Miloš Vec: Und wie gehst Du damit um?

Samantha Besson: In the book, as I explained in the colloquium, I have a chapter that discusses the method of human rights theory, and the place of history therein. In that chapter I plan to discuss the best way history can help us identify human rights practice as object of human rights theory. My aim is to avoid doing something that human rights theorists too often do: They have an alibi chapter on human rights history or the history of human rights theory at the beginning of the book and then they start constructing their account from scratch as if history did not matter at all for the human rights practice they are accounting for. Law is a set of social conventions and – you know this better than I do – it is a profoundly historical practice, constantly revisiting its history, telling itself as history and so on.

Miloš Vec: Ist Recht historischer als die Moralität?

Samantha Besson: Yes, I would say so. Or at least it has a way of making the historicity of our norms clearer.

Miloš Vec: Aber in Deinem Buch treibst Du keine Quellenstudien?

Samantha Besson: No, that's right. I have to rely on the work that is being done right now by the new wave of human rights historians.

Miloš Vec: Du bist misstrauisch gegen die Funktionalisierung der Geschichte, was ich als Rechtshistoriker durchaus gerne höre, denn wir kennen die problematische Einbindung der Geschichte in Legitimationsnarrative von Theorie und Politik. In meiner gegenwärtigen Arbeit habe ich mich oft gefragt: Was bedeutet die historische Dekonstruktion von zwischenstaatlichen Prinzipien des 19. Jahrhunderts, etwa der balance of power, für die Gegenwart? Soll es heißen, dass die Idee des Mächtegleichgewichts generell nicht juristisch zu rechtfertigen ist, wenn es keine völkerrechtlichen Verträge gibt? Ich habe darauf keine klaren Antworten, ich finde die Ideen der damaligen Publizisten faszinierend und die Kontroversen sind es wert, wiedergelesen zu werden. Aber ich bin immer sehr misstrauisch gegen eine Form von Normativität, die sich aus solchen Geschichten ergeben soll.

Samantha Besson: History is an important part of the law, and there are many historians here, but I am not one of them. I am merely learning how to take it more seriously, while doing what I can do and am here to do: normative human rights theory.

Miloš Vec: Zugleich ist die Rechtsgeschichte aber auch in der Schweiz Teil der Rechtsfakultäten, nicht der Fachbereiche der Historiker.

Samantha Besson: History and philosophy are an integral part of educating lawyers, of being lawyers: To see

what the sources are, where law comes from, to understand the continuity of authority.

Miloš Vec: Und ist das Erzählen von Diskontinuität ebenso legitim?

Samantha Besson: The point is for our law students to realize that what lawyers are doing now is not only a product of current activity, but also the result of a series of events, sometimes contingent and discontinuous.

Miloš Vec: Wenn Du es so sagst, ist natürlich das Interesse an kurzfristig zurückliegenden Epochen viel größer als jenes an fernen, etwa antiken oder ganz untergegangenen Gesellschaften. So oder so: Forschungsstrategien rahmen Projekte immer ein, auch Deines hat solche universitären Kontexte, und auch das Wissenschaftskolleg schafft sie. Inwiefern ist das Wissenschaftskolleg förderlich für Dein Projekt?

Samantha Besson: The way you started your question led me to think about how I came to my project. – The Wissenschaftskolleg helps you to clarify what you are planning to do; an emphasis on clarifying your method and enriching it is potentially important. Although, not too much as you might end up never finishing your book! It helps you to situate yourself better in the world of science. For me, as I explained before, one of the benefits of the Wissenschaftskolleg has been the contact with historians. But again, I don't think there was any conscious choice of matching my project with anyone else's here. Because I don't think it relates to other research fields present this year, except yours indirectly. – And I am not sure whether they actually planned this.

Miloš Vec: Über die Pläne der unsichtbaren Hand wissen wir beide leider – oder zum Glück – nichts. Du hast nun immer wieder die Geschichte, die hier mit zahlreichen Fellows vertreten ist, hervorgehoben. Das Wissenschaftskolleg hat uns aber durch den diesjährigen Schwerpunkt die Fragen der Evolutionsbiologie nahegebracht. Geht davon eine produktive Irritation für die Rechtstheorie der Menschenrechte aus?

Samantha Besson: Quite frankly, no. Because what we heard here so far, I expected or had known about. A year ago, I did some work on the concepts of human nature and humanity for my book on human rights theory. – But my stay here is definitely changing my perspective on science and on interdisciplinarity. This is one of the big benefits of this year: To realize how different but also sometimes how close we all are. How some questions we saw they did not see and some questions they saw we did not see. The discussion group on the role of sources across the disciplines I co-organized with Alessandro [Stanziani] brought up many of those commonalities, while also, of course, pointing to some important differences. This year here provides you with a chance of actually getting out of the easy way of doing things that you've picked up, very often not reflectively but just

because this is the way people in your field do it. – But honestly, Miloš, a greater sense of responsibility is needed. I am sometimes a bit worried, when listening to the way some of the experiments are being conducted and some of these conclusions are being drawn, and the manner they are being or could be used. I think we should have more of a debate here about our responsibilities.

Miloš Vec: Welche responsibilities, die der Forscher?

Samantha Besson: Yes, and those of institutions which fund the research.

Miloš Vec: Wem gegenüber, der Öffentlichkeit?

Samantha Besson: Well, in the first place ourselves. Our communities. The public. – Of course, we often do have to report, for instance in the context of funding, on the instrumental benefits of our research and its alleged usefulness, as you mentioned once in relation to legal history. But we hardly ever debate over our other moral responsibilities and we only rarely account for our research on other grounds.

Miloš Vec: Nochmals zurück zur Frage, wer hier eigentlich mehr von wem profitiert. Die Vorträge mancher Naturwissenschaftler haben uns in dem Sinne, wie Du es oben gesagt hast, nicht immer erreicht. Ist umgekehrt die produktive Irritation durch die Geistes- und Sozialwissenschaftler für die Naturwissenschaftler größer? Wie nehmen jene uns wohl wahr, und was würden sie wohl glauben, von uns mitgenommen zu haben, wenn sie sich mit einer solchen Stenorette auf dem Tisch über uns unterhalten würden?

Samantha Besson: That is an interesting question, which I often wondered about. They would probably be just as mesmerized or, often, just as intimidated as we are by them.

Miloš Vec: Warum vermutest Du das?

Samantha Besson: Because we are simplifying what we are presenting to the group in our colloquium. I am not sure we are actually very truthful to one another. What we are presenting to each other does not correspond to what we do on a daily basis.

Miloš Vec: Mich hat diese Frage immer wieder beschäftigt, aber in einer anderen Variante. Im Wissenschaftskolleg stellt sie sich ja nicht nur innerhalb der Gruppen der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern wir haben ja auch Komponisten, Musiker und Literaten hier. Gibt es auch so etwas wie einen wissenschaftlichen Ertrag in der Auseinandersetzung?

Wir beide lesen sehr gerne. Wir haben uns gleich zu Beginn des Fellowjahres darüber verständigt, dass wir die Prosa von Ágota Kristóf sehr gerne mögen, einer ungarisch-schweize-

rischen Schriftstellerin, die im vergangenen Jahr starb. Die Wechselwirkung von Belletristik-Lektüre auf die eigene Arbeit ist ja normalerweise sehr schwer vorhersehbar, der Hang zu Romanen eigentlich eine private Angelegenheit. Nun gibt es aber hier in dieser Förderinstitution eine vorsätzliche Einbindung von Kunst, Literatur und Musik. Interessanterweise hatten wir uns anfangs tatsächlich wenig über das Völkerrecht und seine Wissenschaft unterhalten. Um es geradeheraus zu sagen: Ich hatte mich gefürchtet, dass sie von der Dürftigkeit meiner fachlichen Kenntnisse entsetzt sein würde, und das Thema gemieden; sogar den Aspekt der Menschenrechte im Vormodernen Naturrecht brachte ich erst als Frage in ihrem Kolloquium auf, also dem denkbar förmlichsten Rahmen. Dieses Meiden mit anderen Themen zu überspielen wiederum war leicht, wegen ihrer sozialen Beobachtungsgabe, ihrem wachen Sinn für Ästhetik, der Vielseitigkeit ihrer Interessen, zu denen auch Literatur gehört. In Berlin, erklärte sie schon im Oktober, werde sie nur deutsche Belletristik lesen! Das ist ein Programm, das man bei ihr ernst nehmen muss – aber wie weit reichen die fachwissenschaftlichen Erträge des Kontakts zu Komponisten, Musikern und Literaten aus ihrer Sicht?

Samantha Besson: This is also very interesting. I can't deny, however, that they remain extremely peripheral to our exchanges on Tuesdays. I have the impression that we probably do not benefit as much as we should from exchanges with them, outside of lunch or dinner or other common leisure activities.

Miloš Vec: Und könnten die schönen Künste nicht vielleicht stärker von uns profitiert haben? So wie Mauricio [Sotelo] ein Stück über die historische Verfassung von Cadiz schrieb, das er Anfang Dezember aufführte?

Samantha Besson: The Tuesday colloquium is a scientific exchange and is not constructed so as to cross the barrier between us and them. And I actually regret this.

Miloš Vec: Wie könnte man das besser organisieren?

Samantha Besson: I really don't know.

Miloš Vec: Die Präsenz des „anderen" immerhin ist unhintergehbar hier. Das ist doch ein überraschender und schöner Effekt.

Samantha Besson: Oh, yes, it's wonderful!

Miloš Vec: Und als Persönlichkeiten sind die Musiker und Schriftsteller ja sehr bei uns!

Samantha Besson: But what I don't know is how they perceive us and our strange scientific projects. It's a wonderful thing but I wish there would be more exchange. I think I could learn a lot by going more deeply into horizontal and transversal issues with them. I am convinced that music and literature could help us clarify the use of certain shared concepts, for instance. We could have a

Wiko-declaration, we could send messages to the world. But, of course, no one wants to work this hard.
[*sie lacht*]

Samantha Besson lacht nicht nur gerne, sie lächelt auch viel, etwa bei ihrem wachen und konzentrierten Zuhören. Sie sagte mir, obwohl sie sonst nicht so normativ ist, dass es sich empfiehlt, zu lächeln. Dahinter verbirgt sich aber Ehrgeiz, Konzentrationsfähigkeit, Fleiß und Ausdauer. Auch Leidensfähigkeit.

Miloš Vec: I think you would like to work more, Samantha!

Samantha Besson: Our life here is a fantastic experience we'll never have again. And then you think: Could I have done this differently?

Miloš Vec: Und, welche Möglichkeiten hast Du bisher ausgelassen?

Samantha Besson: I don't know at the moment. What do you think?

Miloš Vec: Ich habe darauf auch keine klaren Antworten. Wir haben alle diese Erfahrung des Gesprächs mit den anderen Disziplinen und seinen Schwierigkeiten. Und das Besondere am Wissenschaftskolleg ist, dass das alles vordergründig in einer völligen Zweckfreiheit stattfindet, institutionell. Es gibt keine Anreize, es gibt keine Belohnungen, außer vielleicht sozialer Reputation. Wie man sich verhält, ist relativ unabhängig von Anreizstrukturen des Hauses, was ich sehr bemerkenswert finde.

Samantha Besson: That's great! That was one of the questions you raised at the beginning of our stay at the Wissenschaftskolleg. You were very concerned then about what would be left of the year once it is over – probably because you work as a historian and you are concerned with genealogy
[*sie lacht*]

Miloš Vec: Aber Jurko [Prochasko] hat auch von Anfang an unsere täglichen Menüzettel gesammelt, die er rückseitig beschriftet. Ich bin auch jetzt schon nostalgisch. – Übrigens: Warum hast Du gedacht, dass dieses Interview eine komische Konstellation ist?

Samantha Besson: You deserve your own interview. The public-private-issue is another concern. And then: would it change our relationship?

Wir hatten uns schon früh sehr freimütig über Erwartungen an die Institution, die Kollegen und Berlin ausgetauscht. Wir redeten über unsere Lehrer, sie im Plural, ich eher im Singular. Später, als ich den Roman „Sand" von Wolfgang Herrndorf las, dachte ich bei seiner Einführung der weiblichen Protagonistin, dass es auch leicht wäre, jemanden loszuschicken, der Samantha aus einer Menge abholen sollte,

und es würden wie bei Herrndorf wenige Worte zu ihrer Ausstrahlung genügen: groß, schön, ruhig, klug: „Mit dieser Beschreibung konnte man einen Fremden zum Hafen schikken und sicher sein, dass er unter Hunderten Reisenden die Richtige abholen würde." Anders als bei Herrndorf, der die Wirkung seiner Protagonistin sogleich als Täuschung preisgibt, bleibt bei Samantha das Bild stabil.

Miloš Vec: Und was glaubst Du?

Samantha Besson: Well, it's up to you.

Miloš Vec: Und, hast Du noch Fragen?

Samantha Besson: Yes, about your Tuesday colloquium. But I am not sure whether you want to tape this. Maybe I should have prepared this better.

Miloš Vec: Deine Arbeitsethik erstaunt mich immer wieder: Die vielen externen Termine, Präsentationen und Moderationen, die Du während des Jahres wahrnimmst, in Berlin und außerhalb.

Samantha Besson: This is all part of my book plan: My hosts give me deadlines and we discuss my chapters, thoroughly. You know, I don't have anybody to talk with about my work here, well in detail at least. And it is the same for you!

Eine Familiengeschichte

Die christliche Religion ist aus dem Judentum hervorgegangen. Israel Yuval beschreibt, wie sich die jüdische „Mutterreligion“ unter dem Einfluss der neuen Konkurrenz verändert hat

Fellow 2011/2012

Interview: Ralf Grötker

Ralf Grötker: Das Christentum wird als Tochterreligion des Judentums bezeichnet. Wie so häufig, ist auch hier das Verhältnis zwischen den Generationen nicht immer ganz reibungslos. Im Neuen Testament trägt ausgerechnet jene Figur, die als Verräter Jesu und seiner Gefolgschaft auftritt, einen Namen, in dem die „Mutterreligion“ der Christen, also das Judentum, anklingt: Judas. Das ist sicherlich kein Zufall, oder?

Israel Yuval: Judas Eschariot ist der einzige Apostel, der nicht aus Galiläa kommt. Eschariot heißt: ein Mann aus Chariot in Judäa, dem südlichen Teil des heutigen Westjordanlands um Jerusalem. An Judas‘ Verrat an Jesus wurde seitens der Christen sein vermeintlich habgieriger Charakter festgemacht. Er repräsentierte *den* Juden. Im Mittelalter und später wurde die ihm unterstellte Habgier zudem mit dem Topos des jüdischen Geldes in Verbindung gebracht.

Ralf Grötker: So ist also die Identifizierung des Verräters Jesu mit dem Judentum schlechthin ein Erfolg der christlichen Public Relations?

Israel Yuval: Ja, aber eines möchte ich hinzufügen: Es gibt eine apokryphes Evangelium, das vor nicht langer Zeit in Ägypten entdeckt wurde. Das Evangelium des Judas. Man findet es bei Google. Darin wird eine ganz andere Geschichte erzählt. Judas ist hier der Jünger, der Jesus am nächsten steht. Nur er hat seine Mission wirklich begriffen. Deshalb hilft er ihm, gekreuzigt zu werden – damit er die Menschheit erlösen kann.

Ralf Grötker: Eine These, die sich als roter Faden durch viele Ihrer Forschungsarbeiten zieht, lautet: Die Bezeichnung der jüdischen Religion als „Mutter" des Christentums ist irreführend. Denn obwohl die jüdische Religion zweifellos älter ist als das Christentum, hat diese sich mit dem Aufkommen der vermeintlichen „Tochterreligion" verändert – und zwar auf eine Art und Weise, in der das Christentum als formierende Kraft eine entscheidende Rolle spielt. Können Sie das anhand eines Beispiels erläutern?

Israel Yuval: Ich habe versucht, das anhand eines Vergleichs zwischen Ostern und dem zur gleichen Jahres-

zeit stattfindenden Pessachfests zu beschreiben. Ein Detail dieser Gegenüberstellung betrifft die Eröffnungsformel der Pessach-Liturgie. Der Hausvater nimmt eine Mazza, also ein Stück ungesäuertes Brot, in die Hand und verkündet: „Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter in Ägypten gegessen haben; jeder Bedürftige komme und esse." Er sagt dies auf Aramäisch, der Umgangssprache im früheren Ostteil des römischen Imperiums, wo die Juden zu Hause waren. Die Sprache und die Positionierung des Spruches zu Beginn der Liturgie setzt ihn in Kontrast zu einer anderen berühmten Formel: „Hoc est enim corpus meum" – dies ist mein Leib.
Offenbar bildet also die jüdische Eröffnungsformel „Dies ist das Brot des Elends" ein Gegenstück zu den Worten Jesu beim Letzten Abendmahl. „Tut dies zu meinem Gedächtnis", heißt es im Evangelium. Es besteht also die Aufforderung, das Brechen des Brotes zum „Gedächtnis" zu machen, was mit der Übernahme der Formel in die Liturgie der christlichen Messe ja auch geschehen ist. In der Pessach-Liturgie ist dies zugleich übernommen und umgewandelt worden. Nach christlicher Deutung erinnert das „Brot des Elends" an das Leiden Jesu, nach jüdischer Auffassung dagegen an die Knechtschaft in Ägypten. Diese Erinnerung wurde aber erst in der Liturgie installiert, als das Christentum bereits existierte.

Ralf Grötker: Ein Einwand gegen diese Interpretation, den Sie auch selbst benennen, lautet: Könnte es nicht sein, dass der Passus „Dies ist das Brot des Elends" schon viel älter ist und von Jesus für seine Zwecke adaptiert wurde?

Israel Yuval: Ja, aber das halte ich für unwahrscheinlich. Zum einen setzt die Funktion einer „Eröffnungsformel" einen darauf folgenden Text voraus. Diesen Text, die Pessach-Haggada, gibt es aber erst seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert. Der Grund dafür ist, dass das Vortragen der Pessach-Haggada sich als Ersatz für eine Opferhandlung ausbildete. Notwendig geworden war dieser Ersatz durch den Verlust der Opferstätte – die Zerstörung des sogenannten Jerusalemer Zweiten Tempels im Jahr 70 nach Christus.
Außerdem gibt es noch ein anderes Indiz. Die Formel „Dies ist das Brot des Elends" ist in den einschlägigen jüdischen Quellen älteren Datums, also der Mischna und dem Talmud, überhaupt nicht belegt. Die Formel erscheint erstmals in einer Abfassung der Pessach-Liturgie aus dem zehnten Jahrhundert. Einen so spät belegten jüdischen Text kann man deshalb wohl kaum als Quelle eines erwiesenermaßen früheren christlichen Textes betrachten. Mir fällt es jedenfalls schwer, zu glauben, dass die Juden ihr „Dies ist das Brot des Elends" gesprochen haben sollten, ohne dabei an die ähnliche liturgische Formel der Christen zu denken. So betrachtet, ringen beide Religionen jeweils um ihr Gedächtnis.

Ralf Grötker: Gibt es weitere Fallstudien, die Ihre These von der christlichen Prägung des Judentums untermauern?

Israel Yuval: Hier am Wissenschaftskolleg befasse ich mich mit zwei anderen Festtagspaaren: Chanukka und Weihnachten und Schawuot und Pfingsten. Dabei verfolge ich die gleiche Methodologie wie bei der Gegenüberstellung von Pessach und Ostern. Aber ich interessiere mich nicht nur für Festtage. In den letzten Jahren habe ich mich viel mit dem Phänomen der Mündlichkeit befasst. Im Judentum gab es bis in das achte Jahrhundert nach Christus keine Niederschrift der „mündlichen Thora". Die mündliche Thora, das sind die Gesetze, die nicht im Pentateuch und dessen Entsprechung, den fünf Büchern Mose, vorkommen. Diese „mündlichen" Gesetze stammen aus älterer Tradition. Nach lange geltender Vorschrift durfte dieser Teil der Lehre nicht niedergeschrieben werden.

Ralf Grötker: Wieso?

Israel Yuval: Das habe ich mich auch gefragt. Normalerweise nimmt man an, dass die Mündlichkeit eine kulturgeschichtlich primitive Stufe vor der Verbreitung der Schriftlichkeit darstellt. Bei den Juden war das anders. Gleichzeitig mit der Entstehung der frühesten Bücher der Bibel, also im achten oder im neunten Jahrhundert vor Christus, war im Land Israel, im damaligen Kanaan, die Schrift verbreitet. Viel später, im zweiten oder dritten Jahrhundert nach Christus, begann jedoch plötzlich eine neue Epoche, in der es verboten war, die sogenannte neue Lehre aufzuschreiben. Dieses Phänomen ist gewissermaßen gegen die Regel: Normalerweise entwickeln sich Kulturen von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit. Diese umgekehrte Entwicklung bedarf daher einer Erklärung. Meine These ist, dass das Verbot der Niederschrift aus ideologischen Gründen entstanden ist. Die Juden wollten schlichtweg vermeiden, dass ihre Heilige Schrift ein zweites Mal übersetzt und von anderen Kulturen übernommen würde, so wie dies mit der griechischen Übersetzung der Bibel geschehen war. Man muss sich dabei die Dimensionen dieser Texte vor Augen halten. 2.700 Seiten umfasst der Talmud. Es fällt heute schwer, sich vorzustellen, dass es bis ins achte Jahrhundert hinein nicht erlaubt war, diese aufzuschreiben.

Ralf Grötker: Wo sehen Sie weitere Belege für die Wirkung des Christentums auf die jüdische Religion?

Israel Yuval: In der Geschichte von Abraham und Isaak zum Beispiel. Gott will Abraham prüfen. In der Bibel spielt Isaak dabei nur eine Nebenrolle. Aber in den ersten Jahrhunderten wird er zur Hauptperson. In den Versionen der Geschichte, die zu jener Zeit kursieren, willigt Isaak ein, von seinem Vater Gott zum Opfer gebracht zu werden. Gegen Ende des elften Jahrhunderts, zur Zeit der Judenverfolgungen im Rheinland, beziehen sich die Juden immer wieder auf die Opferung von Isaak als einer Geschichte, die zeigt, dass man Gott gehorchen und sich opfern soll. Ich bin der Meinung, dass diese Verehrung von Isaak ein Ausdruck jüdischen Neids auf Jesus ist.

Ralf Grötker: Wie untermauern Sie das?

Israel Yuval: In der Bibel befiehlt der Engel Abraham im letzten Moment, seinen Sohn nicht zu töten. Aber in den mittelalterlichen Legenden und auch in einigen älteren Erzählungen liest man, dass Abraham mit Gott zu verhandeln begann. Er wollte Gott ein Opfer bringen. Und in einigen Versionen der Legende tat er es auch. Er tötete seinen Sohn. Und was passierte danach? Der Sohn erstand wieder auf. Wie kann man bei so einer Geschichte nicht an die Kreuzigung denken? Eine Judaisierung der Kreuzigung! Und noch mehr kommt hinzu. Die Opferung Isaaks wurde zum Bestandteil der jüdischen Liturgie. Wir Juden wenden uns an Gott und bitten ihn um Vergebung der Sünden – und dabei berufen wir uns auf Isaak. Der Punkt ist: Diese Ausformung der Liturgie gab es im Judentum vor dem Christentum nicht!

Ralf Grötker: Wie unterscheidet sich die Art und Weise, mit der Sie als Historiker versuchen, die gegenseitige Einflussnahme der beiden Religionen aufeinander zu rekonstruieren, vom Ansatz der Philologen?

Israel Yuval: Philologen versuchen eine klare und direkte kausale Erklärung zu finden. Findet sich keine solche Verbindung, gehen sie davon aus, dass keine besteht. Ich wähle eine andere Herangehensweise. Ich meine, dass wir schlichtweg nicht wissen können, auf welchem Weg genau sich Ideen verbreitet haben. Selbst in der Gegenwart kann man so etwas kaum genau verfolgen. Deshalb bin ich viel eher bereit, eine Verbindung zwischen Personen oder Ideen auch dann anzunehmen, wenn man diese kausale Beeinflussung nicht konkret rekonstruieren kann und es lediglich Ähnlichkeiten und eine hinreichende Plausibilität für die Existenz einer solchen Verbindung gibt. Am Ende kann ich natürlich nicht wirklich beweisen, dass so etwas wie die Interpretation von Abrahams Opfer in der Bibel das Resultat eines jüdischen Neids auf Jesus ist. Das ist jenseits des Bewusstseins der beteiligten Akteure.

Ralf Grötker: Stattdessen versuchen Sie, Ihre Grundthese durch eine Vielzahl voneinander unabhängiger Belege plausibel zu machen …

Israel Yuval: Ja, das ist ein bisschen wie beim Streit um den Klimawandel. Immer wieder treten Skeptiker auf, die die Existenz des Klimawandels infrage stellen und dabei einzelne Argumente, die für den Klimawandel sprechen, kritisieren. Es spricht aber eine große Vielzahl von Beweisen, die voneinander unabhängig sind, für den Klimawandel. Hier ist Quantität auch Qualität. Denn um die Existenz des Klimawandels erfolgreich zu widerlegen, müsste man mit einer Erklärung aufwarten, welche die Argumente der Befürworter in ihrer Gesamtheit entkräftet und dabei auch noch kohärent ist – was schwerlich gelingen wird. Ich arbeite so ähnlich wie die Verteidiger des Klimawandels, indem ich versuche, für meine These ein möglichst breites Fundament von Beweisen zu bauen.

Ralf Grötker: Dabei beziehen Sie aber auch solche Indizien mit ein, die gewissermaßen unsichtbar sind. Sie sprechen hier von „versteckten Diskursen“.

Israel Yuval: Ich versuche, der Psychoanalytiker meiner eigenen Kultur zu sein. Was passierte mit der jüdischen Kultur, als diese auf das Christentum traf? In der Periode, die mich besonders interessiert – dem ersten Jahrtausend –, brachten die Christen viele Bücher hervor, die explizit auf das Judentum Bezug nahmen. Die Nachbarreligion war in nahezu jedem Gebet und jedem theologischen Traktat präsent. Es gibt ein ganzes Genre von Literatur mit dem Namen *Contra Judaeos*. Die Juden haben nichts in der Weise hervorgebracht. Kein Wort über die Christen. Totales Schweigen. Sie haben kein *Contra Christianos*. Das erste polemische Buch, das von Juden gegen Christen geschrieben wurde, stammt aus dem zehnten Jahrhundert. Warum dieses lange Schweigen? Eine mögliche Antwort ist: Die Juden waren einfach nicht an den Christen interessiert. Das war lange die übliche Auslegung. Ich kann aber nicht glauben, dass es ihnen egal war. Mir scheint eine andere Erklärung plausibler: Sie wollten einfach nicht zugeben, dass sie ein großes Problem hatten. Da kommt eine neue Religion, mit einer neuen Bibel – und ihre Anhänger behaupten, dass sie die wahren Gläubigen sind.

Ralf Grötker: Wieso konnten die Juden das nicht einfach ignorieren?

Israel Yuval: Das Problem war doch, dass das Judentum immer mehr zu einer Randreligion wurde. Am Ende konzentrierte sich die einstmals weitverbreitete Religion nur noch auf zwei Zentren, eines im Land Israel, das andere in Babylonien. Was geschah mit den Juden in Alexandrien, in Kleinasien, in Nordafrika? Mit vielen Juden in Israel? Vermutlich sind sie konvertiert. In der Geschichtsforschung ist das relativ gut dokumentiert. Aber in jüdischen Quellen findet sich nichts darüber. Dieses Schweigen reflektiert Ideologie. Es ist kein Mangel an Interesse.

Ralf Grötker: Für wen, außerhalb der wissenschaftlichen Community, sind die Fragen, mit denen Sie sich befassen, von Interesse?

Israel Yuval: Inwiefern die Entwicklung der jüdischen Religion auf das Christentum Bezug genommen hat, ist natürlich eine historische Frage, die von der Forschung mit wissenschaftlichen Methoden beantwortet werden sollte. Aber das Thema berührt auch die wunden Punkte sowohl der jüdischen wie der christlichen Identität. Wer sind wir? Sind wir Produkte von Entwicklungen unserer eigenen Kultur? Oder tragen wir die Fingerabdrücke anderer Kulturen in uns? Das erklärt auch die negativen Reaktionen auf meine Arbeit, die ich oft bekomme: Keine Kultur möchte sich gern als Produkt von äußeren Einflüssen betrachten.

Ralf Grötker: Erfüllen Sie als Historiker hier auch eine politische Funktion?

Israel Yuval: Im Mittelalter wusste man als Jude eigentlich nur über seine eigenen Riten Bescheid. Bis in die Frühmoderne war die Fähigkeit, zwischen den Religionen zu vergleichen, denjenigen vorbehalten, die vom einen Glauben zum anderen konvertiert waren. Heute befinden sich Historiker und Religionswissenschaftler in einer solchen luxuriösen Position. Als Zaungäste können sie beide Seiten sehen. Ich arbeite hier im Wissenschaftskolleg mit zwei Kollegen zusammen, die beide Christen sind und zu jüdischen und christlichen Liturgien arbeiten. Wir treffen uns jeden Tag und diskutieren. Das empfinde ich als sehr anregend und fruchtbar.

Ralf Grötker: Inwiefern sind diese historischen Fragen für uns heute von Belang? Sie sagen: Die Forschung hilft uns, besser zu verstehen, warum Juden und Christen so lange verfeindet waren …

Israel Yuval: Und befreundet! Ich spreche auch über positive Aspekte. In jeder Familie gibt es Zwistigkeiten. Aber die Juden waren die einzige nicht christliche Minderheit, die im christlichen Europa toleriert wurde. Man kann das Glas halb leer oder halb voll sehen. Man kann die Verfolgung der Juden durch die Christen betonen, aber auch die Toleranz, die ihnen entgegengebracht wurde.
Vor einigen Jahren gab es ein Treffen zwischen der Mittelalterforscherin Carolyn Bynum, dem Ethnologen Clifford Geertz, dem palästinensischen Politiker und Präsidenten der Al-Quds-Universität in Jerusalem, Sari Nusseibeh, und mir. Eine amerikanische Stiftung, die sich vorgenommen hat, mit Hilfe der Geisteswissenschaften der Lösung politischer Probleme ein Stück weit näherzukommen, hatte uns eingeladen. Ich glaube, dass so etwas prinzipiell ein richtiger Weg ist. Wir als Historiker haben die Aufgabe, aus der zeitlichen Distanz heraus die Position unterschiedlicher Seiten nachzuvollziehen. Man wird toleranter.

Darling, es ist Zeit zu gehen

Monique Borgerhoff Mulders Arbeit gibt Einblick in die Tücken und Lücken der Theorien menschlicher Paarbildung

Fellow 2011/2012

von Carl Gierstorfer

In welcher Beziehung hat man sich die Frage noch nicht gestellt: „Should I stay or should I go?“

Monique Borgerhoff Mulder, Fellow am Wissenschaftskolleg und Convenerin der Schwerpunktgruppe „Evolutionäre Anthropologie”, hat diesem Dilemma und seinen Konsequenzen mehr als ein Jahrzehnt gewidmet. Nicht, dass die Professorin der Anthropologie an der University of California at Davis in einer schwierigen Beziehung wäre (die Mutter eines Sohnes ist glücklich verheiratet). Vielmehr interessiert sich Borgerhoff Mulder für die Gesetzmäßigkeiten menschlicher Paarbildung: Mit wem soll ich Kinder haben? Wer investiert wie viel in die Erziehung und wann ist es Zeit, sich einen neuen Partner zu suchen?

In der Tat sind diese Fragen so grundsätzlich, dass sie alle sich geschlechtlich fortpflanzenden Lebewesen betreffen, Menschen wie Tiere. Bereits Charles Darwin dachte in seinem 1871 erschienenen Werk „The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex“ über Kosten und Nutzen menschlicher Paarbildung nach; über das

Wesen der Familie und die Dynamik, die sich aus den unterschiedlichen Interessen von Mann und Frau ergibt. Wie in seinem ganzen Oeuvre, hat Darwin auch hier ein Feld eröffnet, das Biologen eineinhalb Jahrhunderte später noch fruchtbar bestellen können.

So entwarfen ausgerechnet Ende der 1960er-Jahre, als Studenten westlicher Campusse die freie Liebe entdeckten, Evolutionsbiologen eine Kosten-Nutzen-Analyse der Paarbildung bei Mensch und Tier. Basierend auf der Erkenntnis, wie Mann und Frau biologisch zu definieren seien, ließen sich Vorhersagen treffen, welche Strategien Mann und Frau, Männchen und Weibchen bei Paarbildung und Fortpflanzung eigentlich verfolgen sollten. Es war die Geburt der Soziobiologie und gleichzeitig der Beginn erbitterter Grabenkämpfe zwischen jenen, die den Menschen nur als eine weitere Spezies sahen, in seinem Verhalten genau denselben Gesetzmäßigkeiten folgend wie Schimpansen, Albatrosse oder Weiße Haie. Und auf der anderen Seite standen die Sozialwissenschaftler, für die es evident war, dass es sich beim Menschen eben nicht um ein weiteres Tier handelte. Sein Verhalten sei viel zu komplex und eigentlich nur soziologisch zu beschreiben.
Richtig versöhnt haben sich Biologen und Soziologen seitdem nicht.

Borgerhoff Mulder, um es vorweg zu nehmen, rechnet sich klar der Soziobiologie oder der evolutionären Anthropologie, wie sich das Feld mittlerweile nennt, zu. Dennoch ist sie frustriert von den Grabenkämpfen zwischen Biologen und Soziologen, zwei Denkrichtungen, die einfach nicht zueinander finden wollen: Da ist zum einen die Erkenntnis, dass die Vielfalt menschlichen Verhaltens Verallgemeinerungen Grenzen setzt. Und zum anderen der evolutionstheoretische Ansatz, der Verhalten immer der Maxime des reproduktiven Erfolgs unterordnet.

Es ist wie so oft in akademischen Debatten: im Westen nichts Neues. Doch Borgerhoff Mulder versucht sich fernab dieser Grabenkämpfe zu positionieren, um von dort den beiden Lagern ihre Denkfehler deutlich zu machen – um wirklich neues Terrain zu erschließen. „Ich war in der Tat frustriert von der Oberflächlichkeit, mit der evolutionäre Anthropologen menschliches Verhalten analysierten", erzählt Borgerhoff Mulder. „Die ganzen Klischees von Mann und Frau sind selbst für Tiere zu einfach. Meine Arbeit ist es, dies aufzudekken, auch wenn die Ergebnisse schockieren."

Dabei ist, nimmt man die Perspektive der evolutionären Anthropologen ein, die Sachlage ganz klar. Neben Ausnahmen, die in der Natur tatsächlich die Regel sind, kennen komplexe Lebewesen, also Mehrzeller wie Tiere und Pflanzen, eine deutliche Zweiteilung. Es gibt Männchen und es gibt Weibchen. Die einen produzieren Spermien, eine enorme Anzahl dieser Gameten, oft hunderte Millionen, die mobil sind und nicht viel mehr als die eine Hälfte des Chromosomensatzes enthalten.

Weibchen hingegen produzieren relativ wenige, immobile Eizellen, welche neben dem komplementären Chromosomensatz auch die Nährstoffe – ja die gesamte zelluläre Maschinerie – mit in die Befruchtung bringen, ohne die neues Leben nicht entstehen könnte.

Daraus ergibt sich eine fundamentale Dynamik zwischen Mann und Frau, denn auf der Kostenseite lässt sich festhalten: Spermien sind billig und daher millionenfach herzustellen. Eizellen sind teuer und deshalb kann jedes Weibchen davon nur relativ wenige produzieren.

Wie verhält es sich nun mit dem Nutzen? Welche Strategien sollten Männchen und Weibchen verfolgen, um aus diesem physiologischen Diktat den größten evolutionären Erfolg, sprich die meisten Nachkommen zu erzielen? Offenbar gibt es nur einen Weg: Männchen versuchen mit ihrer Vielzahl an Spermien möglichst viele Weibchen zu befruchten, um sich im Zweifel so schnell als möglich wieder aus dem Staub zu machen. Den Weibchen freilich bleibt die Qual der Wahl: Wem vermachen sie ihre kostbaren Eizellen, vor allem, wenn es sich um Säugetiere handelt, die dem Neugeborenen auch noch nährstoffreiche Milch geben und es aufziehen müssen?

Kurzum: Männchen streben nach möglichst vielen Weibchen, während diese wählerisch in ihrem Investment sind.

Die Theorie ist so zwingend, dass sie im Tierreich tatsächlich vielfach Bestätigung fand. Und wer würde bestreiten, dass auch Homo sapiens in seinem Paarungsverhalten dieser Dynamik folgt? Schließlich ist hier das Investment der Frauen noch viel größer, die Geburt an sich für die Mutter schon lebensbedrohlich, gar nicht zu sprechen von der extrem langen Bindung an die Nachkommen. Die Paarbildung, so die Theorie, ist ein Kompromiss zwischen diesen gegensätzlichen Interessen: Beide Partner können ihren reproduktiven Erfolg durch die Ehe maximieren. Die Frau, weil sie den Mann ihrer Wahl an sich bindet. Und der Mann, weil er bei der Aufzucht der Nachkommen hilft …

Trotzdem bleibt in dieser Konstellation eine gewisse Asymmetrie: Denn warum sollten Männer sich zufällig ergebende Gelegenheiten auslassen? Spermien sind billig, das Kind im Zweifel auch ohne ihn überlebensfähig. Derlei „außereheliche Kopulationen" sind – man hat es schon immer vermutet – gang und gäbe. Aber seit sich Vaterschaften mit Hilfe der DNA-Analyse einwandfrei nachweisen lassen, sind selbst Albatrosse, bislang Vorbilder der monogamen Paarbildung, ins Zwielicht geraten. Trotz lebenslanger Treue scheint auch hier das Männchen die eine oder andere außereheliche Gelegenheit zielstrebig zu nutzen.

„Meine frühen Arbeiten haben dieses Modell wieder und wieder bestätigt", sagt Borgerhoff Mulder. „Aber ich will zeigen, dass es innerhalb dieser Theorie enorme

Abweichungen gibt. Und das ist wichtig. Will man menschliches Verhalten beschreiben, dann darf man nicht nur die Konstanten sehen, sondern muss auch die Abweichungen erklären können."

Es waren die frühen Achtzigerjahre, Borgerhoff Mulder hatte genug von akademischen Theorien. „Die soziale Anthropologie hat mich einfach nicht inspiriert. Alles, was ich gelernt hatte, war gerade mal gut, um interessante Dinnerkonversationen zu führen", sagt sie. Und weil es im Westen eben nichts Neues gab, wurde Borgerhoff Mulder Reisejournalistin und fuhr mit dem Auto von England Richtung Süden. Ihr Partner, der Biologe Tim Caro, kam mit. Zusammen durchquerten sie die Sahara, die endlosen Weiten des Niger, bis es langsam wieder grünte in der Zentralafrikanischen Republik, und immer weiter Richtung Kenia und Tansania.

Während dieser Reise fand sich ein „husband and wife"-Team, das bis heute zusammenarbeitet. Tim Caro interessierte sich für Schmetterlinge, Reptilien, Säuger und Pflanzen. Im Gegensatz zu Borgerhoff Mulder hatte er ein schlüssiges Paradigma, mit dem er sich seinen Studienobjekten nähern konnte. Es heißt, nichts mache in der Biologie Sinn, solange es nicht im Lichte der Evolutionstheorie betrachtet werde. Was für den Biologen Caro selbstverständlich war, musste die Sozialwissenschaftlerin Borgerhoff Mulder erst in der letzten Konsequenz begreifen. „Plötzlich sah ich, dass die Evolutionstheorie auch verschiedene Aspekte menschlicher Kultur erklären konnte", erzählt sie.

Die Einsicht war an sich nicht revolutionär. Schließlich ist dies das Gründungsmanifest der evolutionären Anthropologie. Doch Borgerhoff Mulder hatte ein Thema gefunden, mit dem sie sich genau zwischen Biologen und Soziologen positionieren konnte: die Gesetzmäßigkeiten menschlicher Paarbildung. Mitte der Achtzigerjahre studiert sie für ihre Doktorarbeit Formen der Polygynie, der sogenannten Vielweiberei, bei den Kipsigis, einem Stamm in Kenia. Die Polygynie kennen Verhaltensforscher auch aus dem Tierreich: Gorillas sind ein klassisches Beispiel. Ein Männchen hat mehrere Weibchen, diese wiederum sind dem Haremshalter treu; die Größe des Harems hängt davon ab, wie viele Weibchen der Silberrücken gegen Konkurrenten verteidigen kann – wie viel Terrain, wie viele Ressourcen er für seine Familie sichern kann.

Auf den Menschen übertragen hieße dies, dass die Männer mit den größten Ressourcen auch die meisten Frauen haben sollten. Und genau das hat Borgerhoff Mulder bei den Kipsigis auch gefunden. Die reichsten Männer unter ihnen, jene mit dem größten Land- und Viehbesitz, konnten die meisten Frauen an sich binden.

Doch was, wenn sich Ressourcen nicht monopolisieren lassen, weder von Männern noch von Frauen? Wenn, wie Borgerhoff Mulder Anfang der Neunzigerjahre

überall in Afrika beobachten konnte, neoliberale Wirtschaftspolitik am Geflecht traditioneller Gesellschaften nagt? Wie ändert sich dann das Spiel zwischen Mann und Frau? Und vermag die Evolutionstheorie auch diese Konstellationen noch zu erklären?

Ganz unvermittelt sollte Borgerhoff Mulder die Antworten im Westen Tansanias finden, wohin sie Tim Caro folgte. Hier, im trockenen Rukwa-Tal, unweit der Ufer des Tanganjikasees, stieß sie auf den Stamm der Pimbwe, deren sozio-kultureller Lebensraum sich in den letzten Jahrzehnten gravierend geändert hatte. Mit den Konsumgütern kam das Wohlstandsgefälle; mit den ersten Nationalparks wurde auch die Jagd verboten. Also bauen die Pimbwe heute Mais und Maniok an, jagen illegal, gehen fischen oder Honig sammeln. Selbst in guten Jahren reicht es mehr schlecht als recht; die Gesundheitsversorgung ist dürftig, viele Männer trinken, andere wandern in die Städte ab und kehren zurück, wenn sie etwas Geld verdient haben.

Kurzum, die Verhältnisse im Rukwa-Tal sind vielschichtig und schwierig, voller ökonomischer Unwägbarkeiten für den Einzelnen. Ressourcen lassen sich nicht über lange Zeit monopolisieren und Borgerhoff Mulder erkennt bald, dass sich diese Umstände direkt auf die Stabilität der Paarbildung unter den Pimbwe auswirken sollten.

„Ich habe eine Vielzahl demografischer Umfragen gemacht und kann mit Sicherheit sagen, dass Ehen dort in der Vergangenheit stabiler waren, als sie es jetzt sind", berichtet Borgerhoff Mulder. Hat hier ein Übergang zu einer komplexeren, vielleicht auch „moderneren" Gesellschaft stattgefunden, an welcher evolutionstheoretische Erklärungsmodelle scheitern würden?

In der Tat kennen die Pimbwe die formelle Ehe nicht; vielmehr zieht man zusammen, meist wenn die Frau schwanger ist, und teilt sich die Ressourcen. Dieses eheliche Arrangement kann dann aber ebenso formlos von beiden Seiten wieder aufgelöst werden.

Die Pimbwe boten Borgerhoff Mulder also ein System, in welchem sie die Extreme menschlicher Paarbildung testen konnte. Mittlerweile sitzt sie auf Daten aus 15 Jahren Feldforschung, die sie nun, während ihrer Zeit am Wissenschaftskolleg, eingehend analysieren will.

„Alle zwei Jahre habe ich jeden Haushalt befragt. Wer lebt mit wem, wer hat geheiratet, wer ist geschieden, wo gibt es Nachkommen und wer ist gestorben? Ich vermesse die Kinder und bekomme Auskunft über die wirtschaftlichen Verhältnisse", erzählt Borgerhoff Mulder. Im Besonderen interessiert sie sich für die Faktoren, die eine Ehe scheitern lassen. Jede Scheidung geht mit Kosten einher; laut der traditionellen Theorie menschlicher Paarbildung vor allem Kosten für die Frauen, die plötzlich mit den Kindern alleine dastehen und einen neuen Vater suchen müssen, der freilich wenig Interesse an den Stiefkindern zeigen wird.

Die Frage „Should I stay or should I go?" sollte seitens der Frauen also eher mit „I should stay" beantwortet werden, wie widrig die Umstände auch sein mögen. Die Männer wiederum müssten eine Beziehung viel bereitwilliger verlassen, denn schließlich haben sie weniger zu verlieren. Es wartet schon die nächste Frau, die nächsten Nachkommen. „Serial monogamy", wie es im Jargon heißt, zahlt sich für den Mann aus, während die Frau mit dieser Strategie wenig zu gewinnen hat – so jedenfalls will es die klassische Evolutionstheorie.

Doch als Borgerhoff Mulder diesbezüglich ihre Daten befragt, kommt sie zu einem erstaunlichen Ergebnis. „Die Schwelle für eine Pimbwe-Frau, sich scheiden zu lassen, ist entgegen aller Annahmen sehr niedrig. Wenn der Partner nicht ihren Vorstellungen entspricht, dann löst sie die Ehe einfach auf", berichtet Borgerhoff Mulder. Die Kinder werden dann zur Verwandtschaft gegeben, bis die Frau den nächsten Mann gefunden hat. Noch erstaunlicher ist es, dass vor allem die erfolgreichen Frauen, jene, die vielleicht nebenher noch ein einträgliches Geschäft betreiben, es schaffen, die besten Männer an sich zu binden. Die Kosten einer Scheidung sind für Frauen geringer als für Männer, sie verlieren also weniger, wenn sie der Strategie der „serial monogamy" folgen.

Frauen lassen sich wegen „genereller Unzufriedenheit", wegen Trunksucht, mangelndem Engagement oder wirtschaftlichem Versagen seitens des Mannes scheiden. So etwas spricht sich herum. Was Borgerhoff Mulder die „*soap opera* des Dorfes" nennt, heißt, „dass jede Frau weiß, wer ein *loser* ist". Und solche Verlierer können wiederum nur Frauen heiraten, die entweder jung und unerfahren oder eben nicht begehrenswert sind. Viele Männer steigen also nach einer Scheidung die soziale Leiter hinab. Misst man ihren gesamten reproduktiven Erfolg, so verlieren sie durch Scheidungen mehr als die Frauen. Dies steht im glatten Widerspruch zur gängigen Lehrmeinung.

In den Ohren mancher evolutionärer Anthropologen ist es einfach die verkehrte Welt der Pimbwe. Doch nichts, was Borgerhoff Mulder anhand ihrer Daten aufdecken konnte, widerspricht einem evolutionstheoretischen Ansatz. Die Pimbwe versuchen, ihren reproduktiven Erfolg zu maximieren, indem sie sich veränderten Lebensumständen anpassen. Das Resultat mag, was die Paarbildung betrifft, befremdlich, in der Tat ein Extrem sein. Andererseits ist die einzige Konstante in der Menschheitsgeschichte der ständige Wandel, sei es in Natur oder Kultur. Der Erfolg unserer Spezies ist es, darauf eine Antwort gefunden zu haben: Unsere Verhaltensflexibilität stößt immer auf eine Strategie, um Veränderungen erfolgreich zu begegnen. Die Pimbwe-Frauen folgen gerade nicht jenem starren Muster, wie sie manche Theorie diktiert. Und doch ist ihr Verhalten so grundlegend, wie Evolution nur sein kann: ergeben sich neue Bedingungen, so folgt die Anpassung. Dass diese im Falle der Pimbwe-Frauen erstaunlich erfolgreich ist, konnte Borgerhoff Mulder zeigen.

Am Ende bleibt die Frage, ob diese Strategien auch in westlichen Gesellschaften zu finden sind. Laut Statistischem Bundesamt wird jedes fünfte Kind in Deutschland von nur einem Elternteil großgezogen und das ist in neun von zehn Fällen die Mutter. Die „serial monogamy“ ist bei uns längst eine Strategie der Paarbildung. Doch welche Kosten eine Scheidung mit sich bringt, ist schwer zu ermitteln; alleinerziehende Mütter und jene mit Partner sind in Deutschland beide zu rund 60 % erwerbstätig, wobei die Alleinerziehenden weitaus öfter nur halbtags arbeiten. Vielleicht hinkt der Vergleich zu den Pimbwe schon deshalb, weil in westlichen Gesellschaften das familiäre Netz längst erodiert ist. Ein Kind kann eben nicht so leicht bei der Großmutter oder Schwester untergebracht werden, ganz zu schweigen von der Tatsache, dass die meisten von uns nicht Teil einer *soap opera* des Dorfes sind: ob ein Mann ein *loser* ist, spricht sich nicht so leicht herum. Die Frage „Should I stay or should I go?“ steht daher unter ganz anderen Voraussetzungen.

Trotzdem glaubt Borgerhoff Mulder, dass vieles, was sie bei den Pimbwe gelernt hat, auch im Westen Gültigkeit besitzt. Denn unbestritten bleibt, dass auch hier die Rolle der Frau in Beziehungen viel differenzierter ist als bislang angenommen. „Ich musste den Umweg über Afrika gehen, um das zu erkennen“, lacht Borgerhoff Mulder. Aber vielleicht gilt für die Anthropologie – die Lehre vom Menschen – viel mehr als für jede andere Wissenschaft: Die Bäume sieht man erst, wenn man aus dem Wald tritt.

Brief aus Berlin

Im G-Punkt des D-landes

von Jurko Prochasko

Fellow 2011/2012

Mein lieber Freund,

ich schreibe Dir aus einer höchst sonderbaren Gegend. Sie heißt Grunewald und ist nach hiesigen Begriffen ein allgemein ausgemachter Westen des Westens Berlins. Gewiss, Grunewald ist nicht ganz Berlin, aber durch dieses Anderssein und durch diese Nähe wird manches von Berlin auch viel deutlicher. Das Westliche von Grunewald hätte allenfalls Wannsee überbieten können. Doch der historische Wahnsinn von Wannsee ist zu allgemein bekannt. Er macht es sehr schwer, hier wirklich an den Westen zu glauben. Grunewald hatte da mehr *Glück*. Das Unwestliche hier hat sich keinen eigenen Namen verdient, sich viel weniger herumgesprochen und ist demnach viel weniger bekannt. Daher ist es gerade Grunewald, das heute bedingungslos für den Westen steht. Den Westen Berlins schlechthin.

Von Anfang meiner Zeit an erdrückt mich hier das Übermaß des Buchstabens „G“. Dergestalt, dass er eine regelrechte Übermacht über mich ergriffen hat und diese nun gebieterisch und gleichsam grenzenlos ausübt. Das G verfolgt mich geradezu durch die gesamte

gegebene und gefühlte Gegenwart. Auch mit dem Gespür für Geschichte verhält es sich nicht gänzlich anders. Es verfolgt mich, aber es beflügelt mich gleichfalls. Hoffentlich hast Du Verständnis dafür, dass ich mich so gut wie genötigt sehe, Dir Grunewald durch diesen Buchstaben zu erklären. Gerechtfertigter werden diese Geständnisse zwar dadurch nicht, etwas geordneter. Auch gereimter. Denn solcherart G-Sicht erlaubt, die unzähligen Gesichter dieses Stadtteils und der Stadt selbst auf eine mir erträglichere Größe zu bringen. Eine etwas übersichtlichere. Die aus diesem G-spann gewonnenen Einsichten geben meiner Verlegenheit gleichsam etwas gesichertere Gesichtspunkte.

Hier geht so viel auf G und dann in verschiedenste Richtungen weiter, so ist diese Grunewald-Gegend. Nun werde auch ich von diesem G-Punkt ausgehen, wer weiß, wohin mich das führen wird.
Dass Geld und Geist die beiden geltenden Grundlagen und Grundvoraussetzungen Grunewalds sind, und das nicht erst seit gestern, gilt als Gewissheit. Die beiden Gegenpole, die man hier für vermeintlich erklärte und dies auch beweisen wollte, bekamen durch die Gründung Grunewalds die Gelegenheit, als Gesamtkunstwerk zur Geltung zu gelangen. Der Berliner Größenwahn von damals, der wilhelminische, aber auch weimarische, ist auch bis hierher durchgedrungen. Oder war es vielmehr nicht Grunewald selbst, der Gedanke Grunewalds, seine Idee, sein genuiner, aber gemilderter, geschönter als Gemütlichkeit und Geborgenheit getarnter Ausdruck? Der Gestus Grunewalds vermochte es also damals, Grandiosität mit Gemütlichkeit und Größenwahn mit Geborgenheit zu liieren. Geld und Geist sollten sich hier treffen und einander bedingen, nicht in Gegensatz zueinander treten. Das war der Gedanke, so waren die Gelüste.

Die Glazialrinde auf diesem Gebiet wurde getrocknet oder geleitet, die Gegend gezähmt und in ein Gelände verwandelt, Grundstücke angelegt, Gebäude geplant und gebaut. Gedichtet, gefeiert, geredet, gespielt sollte hier werden. Geliebt, mit einem Wort: gelebt, nicht nur gewohnt. Gearbeitet, wenn überhaupt, sollte woanders werden. Gesellschaft wollte man hier, nicht Gesellschafter: Geselligkeit und Gastfreundschaft. Die Geometrie in den Grundbüchern geriet zu einem wunderbaren Gegensatz zur Gelassenheit der Gebräuche. Geordnete Gewohnheiten zu großzügigen Gepflogenheiten. Gegossene Grundlagen zu gelockerten Grundsätzen.
All die Größen, Genies, Generäle, Geschäftsführer, Groß- und Größtbürger, Generalstabschefs und Generalstaatsanwälte, Geldmacher und Geldverschwender, goldene Jugend, Gutmenschen und Gutmeinende fühlten sich von dieser Gegend wie gebannt angezogen. Gier schien hier gesättigt. Geiz gestillt. Groll gedämpft. Gärten und Garagen, Gespanne und Güter, gepflegte Gegenstände, Grandesse und große Genealogien waren hier gang und gäbe. Hinter den Gebäuden, mitten im Gebüsch und Gewächs, entstanden Gruben und ein großräumiger Güterbahnhof. Goldrausch und Geldra-

scheln gehörten hier zu unhintergehbaren Geboten. Gesandtschaften und Gesandte ließen sich hier nieder.
Von dem gewesenen Glanz und Gloria ist in der Gegenwart nicht sehr viel geblieben. Die Geschichte nahm einen ganz anderen Gang. Das Großbürgerliche wich beinahe gänzlich dem Großdeutschen. Das Gemütliche dem Gespenstischen. Die Gerüchte wurden immer öfter zu Gewissheiten. Das Gefürchtete wurde Gegenwart. Großbürger wurden von den Großbonzen verdrängt und Generalstaatsanwälte, Großunternehmer und Generalstabchefs gleichgeschaltet oder gerichtet. In die Gebäude und Gärten kam Gewalt. Wo der rote Graf gewesen war, geiferte die Gestapo, wo Feininger und Feuchtwanger, die Faschisten. Wo Genies sich geriert hatten, gackerten Göbbels und Göring. Aus Gastfreundschaft wurde Grauen, aus Gelassenheit Grausamkeit, aus Großzügigkeit Genozid. Das gipfelte im Gleis 17. Gräueltaten wurden verübt, Gebell mischte sich mit Gebet, Geschrei mit Gestank. Gestalten ohne Gesichter, Visagen mit Gebissen. Hört man genau hin, gehört das alles genauso zu Grunewald, sind dies seine Gegebenheiten und seine Gebeine. Glorreich und gespenstisch ist seine Geschichte. Gedämpft seine Gerüchte. Grau sein Gebüsch und Gewächs, geglättet die Gewässer des Gedächtnisses.

Dies macht es auch so schwer, solchen Gegenden ihre Gegenwart zu gewähren. Heute ist sie genauso gespickt und gesprenkelt von anderen Gegenständen wie auch ganz Berlin sonst. Nur dass es hier vielleicht nicht gleich auffällt, sondern mit Verzögerung. Ein geschöntes Berlin ist es nach wie vor.
Die großbürgerliche Generosität wurde von der Großherrschaft der Natur gedeckt. Aber auch die Gewalt des Genozids. Auch das, diese Rückeroberung der Deutungs- und Bedeutungsvormacht durch die Natur ist hier noch gründlicher ausgefallen als sonst in Berlin. Danach wurde Grunewald längere Zeit gemessen. Füchse und nicht Primadonnen sorgen hier heute für Aufsehen und Aufregung. Disteln und nicht Diven. Schweine und Schwäne, nicht das Schwadronieren der Offiziere. Elstern, nicht Dichter, dominieren den Äther. Die Vermessenheit von einst wurde gemaßregelt, gedemütigt und gegängelt das Gemüt. Geriatrisch ist der Gesamteindruck. Selten pazifiziert wirkt Grunewald, naturalisiert im wahrsten Sinne des Wortes.

Im gesteigerten Gegensatz dazu steht hier seit geraumer Zeit ein gewisses Gebäude. Auch für den Gegensatz selbst steht es. Für das Generieren, Gestalten und Aushalten von Gegensätzen. Ein Gesamtkunstwerk ist dieses geengelte Gebäude, noch mehr ist es sein Gehalt. Ist es ein Engel der Geschichte, ein Engel der Geselligkeit oder einer des Gewissens? Oder eben ein Genius der Erkenntnis? Seine Genese ist aber nicht gnostisch, eher gnoseologisch. Dieser Engel gewährleistete eine parallele Luftbrücke, eine des Geistes. Manchmal sehe ich in meinen Tagträumen im Garten, wie dieser Engel die geforderten Bücher auf seinen Flügeln über alle Mauern und Grenzen herbeiflog.

Durch die Gründung des Grunewalder Wissenschaftskollegs wurde das goldene Gefängnis Westberlin gewissermaßen geöffnet. Nach außen, aber auch nach innen, die Öffnung war gegenseitig. Schon war die Gegend beinah gänzlich ins Geopferte gerückt, da passierte etwas ganz Gewolltes. Der ehemalige Westen, der verloren geglaubte, wurde wiederentdeckt und wieder westernisiert. Ganz graduell. Aus Not wurde Tugend gemacht. Eine Glanzleistung war es. Ein großer Wurf.

Mitten im Garten steht dieses Gebäude als eine Kontinuität, die aus dem Bruch entstanden ist. Eine Gelehrtengemeinschaft, die hier erst erleben kann, dass sie eine ist, sein könnte. Artes Liberales, die ein Gegenüber brauchen und bekommen.

Die Gemeinschaft wird gesellig, wird Gesellschaft, wird Voraussetzung und Notwendigkeit, nicht nur eine Möglichkeit.

Gewiss, nicht dieses Gebäude hat den Gang der Geschichte entschieden. Aber dass es sich in der neuen, grenzenloseren Wirklichkeit nicht verlor, sondern so sehr neue Geltung zu bekommen vermochte, spricht sehr für ein Gelingen. Der Engel der Geschichte, sein Genius, ist unendlich vielgestaltig und kann unglaublich viele Gesichter annehmen oder auch aufsetzen. Nicht immer muss es ein grimmiges und grausames sein. Das ist eine ganz grundsätzliche Gegebenheit von Grunewald.

Was ich hier erlebt habe, ist: Wie aus einem Gebäude ein Haus wird und aus dem Haus ein Zuhause. Und wo vom Zuhause die Rede ist, da ist auch Heimweh und Abschied schon ganz naheliegend und ganz nah. Denn Abschied hat nur dann Geltung, wenn man das, wovon man Abschied nimmt, auch vermissen wird, schon vermisst, indem man noch da ist. Ein seltsamer Zustand: die Nostalgie nach dem Gegenwärtigen, immer noch Währenden. Mein lieber Freund, ich ahnte, schon während ich mich daran machte, diesen Brief an Dich niederzuschreiben, dass es erstens sehr lange dauern wird, bis er fertig geschrieben sein würde, und zweitens, dass der Brief selbst sträflich und ganz unzeitgemäß ausgreifend werden könnte. So ist es auch geschehen, und ich konnte mich dagegen kaum verwehren. Ich wehrte mich aber auch nicht besonders stark.

Eigentlich müsste so ein Brief über ein ganzes Jahr geschrieben werden. Denn dies ist auch eine große Weisheit dieses Kollegs, dass die meisten seiner Gäste hier lange genug bleiben dürfen. Das Jahr in Grunewald ist insofern rund, als man hier allen Jahreszeiten begegnet. Man wird von ihnen erwischt. Hier erlebt man alle Jahreszeiten, alle Zeiten des Jahres, alle Jahresgezeiten. Gewöhnlich steht ein Jahr für das gesamte Leben. Das Grunewald-Jahr ist daher ein Leben *en miniature*, ein kleines, sehr exquisites und sehr exzerptionelles Lebensmodell. Natürlich darfst Du das mit dem sogenannten wirklichen Leben, jedenfalls mit dem übrigen Leben nicht verwechseln. Die Versuchung ist aber immer groß

und in das Modell von vornherein mitinstalliert. Doch die Reife der Gesellen wird auch daran gemessen, ob sie bemeistert genug sind, nicht allen Versuchungen zu verfallen. Und das Leben hier sollte eigentlich modellhaft sein. Wenn das Leben ein Strom ist, dann ist dieses Grunewald-Jahr ein absurd kostbares und köstliches Gefäß, durch das er hindurchfließt, sodass, wenn Du ihn auch nicht aufzuhalten vermagst, so doch durchaus in der Lage bist, das Innere des Gefäßes und alle in ihm auch temporär währenden guten Geister während des Hindurchfließens zu erleben und zu genießen. Und Du wirst Dir nach einem kurzen inneren Zögern gern gestehen, dass das Leben auch so sein könnte.
Die große Weisheit dieser ausgedehnten abgerundeten Zeit besteht nicht so sehr darin, alle möglichen Zustände hier erleben zu lassen, sondern eine simple, aber immer ergreifende Wahrheit nochmals in aller Eindringlichkeit zu erleben: Kein Leben ist lang genug, nie hat man davon genug. Und: Das Leben kommt immer zu kurz.
Mein lieber Freund, bevor der gute Geist der Gelüfte diesen Brief an Dich weiterträgt, möchte ich es nicht vermissen lassen, dass darin noch zwei weitere und abschließende, aber für diese Gegend, für die Zeit hier entscheidende G-Wörter stehen: Glück und Gnade.
Du solltest es unbedingt einrichten, hierher zu kommen. Es scheint mir ganz und gar unverzichtbar.

Glücklich grüßt Dich,

Dein J.

Bildnachweise

alle Fotos Maurice Weiss, Ostkreuz Agentur der Fotografen
ausser Seite 3 Sabine Immken

9 u. 22	Joachim Nettelbeck
28	Susannah Heschel
33	James H. Hunt
34	Samantha Besson
40/41	Samantha Besson und Miloš Vec
47	Miloš Vec
55	Israel Yuval
61	Monique Borgerhoff Mulder
65	Jurko Prochasko

Autoren

Ralf Grötker	freier Journalist und Wissenschaftsautor für Wirtschaft und Sozialforschung
Carl Gierstorfer	freier Wissenschaftsjournalist für TV und Printmedien
James H. Hunt	Biologe, Emeritus der North Carolina State University und Fellow des Wissenschaftskollegs 2011/2012
Hans-Joachim Neubauer	Literaturwissenschaftler, Journalist und Honorarprofessor im Studiengang Drehbuch/Dramaturgie an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolff“ in Potsdam
Jurko Prochasko	Übersetzer, Autor, Psychoanalytiker und Fellow des Wissenschaftskollegs 2011/2012
Ulrich Raulff	Historiker und Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach
Miloš Vec	Jurist, Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte (Frankfurt am Main) und Fellow des Wissenschaftskollegs 2011/2012

Impressum

Herausgeber	Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin Professor Dr. Luca Giuliani
Redaktion	Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Wissenschaftskolleg zu Berlin
Bildredaktion	Katharina Wiedemann
Graphik und Layout	Juliane Heise / Reiner Will
Druck	Druckerei Heenemann Berlin, Mai 2012

Im Wissenschaftskolleg zu Berlin haben international anerkannte Gelehrte, vielversprechende jüngere Wissenschaftler sowie Persönlichkeiten des geistigen Lebens die Möglichkeit, sich frei von Zwängen und Verpflichtungen für ein Akademisches Jahr (Oktober-Juli) auf selbstgewählte Arbeitsvorhaben zu konzentrieren. Die rund 40 Fellows bilden eine Lerngemeinschaft auf Zeit, die durch Fächervielfalt, Internationalität und Interkulturalität gekennzeichnet ist. Die Institution sorgt für optimale Bedingungen, damit die Fellows sich ganz ihrer intellektuellen Aufgabe widmen und dabei von dem Anregungs-und Kritikpotential einer herausragenden Gelehrtengemeinschaft profitieren können.

„Die Zeiten, sie sind nicht so, dass in unseren Hohen Schulen ein gelehrter und kreativer Kopf sich in Kontinuität und Konzentration seiner forscherischen Aufgabe hingeben kann. Und: Die Zeiten, sie sind nicht so, dass 'die Gesellschaft' gleich welchen Landes und welcher Kultur, es sich leisten könnte, auf den Ertrag der kreativen Arbeit des gelehrten Kopfes zu verzichten."

Peter Wapnewski Gründungsrektor 1982 - 1986

„Das Wissenschaftskolleg ist ein Experiment im Verstehen, ein hermeneutisches Exerzitium, das ein ganzes Jahr lang währt."

Wolf Lepenies Rektor 1986 - 2001

„Das Wissenschaftskolleg gehört zu jenen – abnehmenden – Inseln des Nicht-Kommerziellen, von denen aus die Konsequenzen der vorherrschenden technisch-ökonomischen Rationalität überhaupt noch unabhängig beobachtet und beurteilt werden können."

Dieter Grimm Rektor 2001 - 2007

„Vielfalt ergibt sich nicht immer von allein: gelegentlich muss sie auch gesucht, gehegt und gefördert werden."

Luca Giuliani Rektor seit 2007

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN WALLOTSTRASSE 19 14193 BERLIN GERMANY
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0 FAX +49 30 / 8 90 01-300
WIKO@WIKO-BERLIN.DE WWW.WIKO-BERLIN.DE